

Gespräch mit Agnes Lukács am 8.3.1992 in Budapest

Lukács: Also am 14. April sind wir befreit worden, in Salzwedel, und dann waren wir noch eine ganze Weile dort. Und von dort habe ich ein paar Briefe an meine Eltern geschrieben. Es gab zwar noch keine richtige Post, aber irgendwie haben wir das doch geschafft. Am 6. Juli kam ich nach Hause, und ein paar Wochen danach kamen auch die Briefe an. In diesen Briefen sind einige Dinge aus meinem damaligen Leben sehr detailliert beschrieben. Diese Briefe habe ich damals dem Museum für die Geschichte der Arbeiterbewegung gegeben, welches seit kurzem den Namen "Museum der Geschichte der Neuzeit" trägt. Und ich habe davon Photokopien bekommen. Aber ich sehe, daß sie nicht vollständig sind. Aber etwas habe ich doch hier. Und in einigen dieser Briefe berichte ich über die letzten Tage in Salzwedel. Insbesondere darüber, was wir da gegessen haben, denn das war besonders wichtig. In aller Ausführlichkeit werden alle möglichen Gerichte aufgezählt. Außerdem versuchte ich noch, das vorher Geschehene zu beschreiben, zum Beispiel das Eintreffen in Auschwitz. Ich weiß nicht, vielleicht soll ich Ihnen davon etwas vorlesen? Ja?

Orth: Wenn Sie wollen gerne, ja.

L.: Ja. Die kann ich Ihnen natürlich auch irgendwie zuschicken, das hier nicht, aber davon kann man Kopien machen lassen.

O.: Das wäre ganz toll, wenn wir da Kopien bekommen könnten.

L.: Das wäre vielleicht besser. Aber etwas vielleicht doch. Das hier zum Beispiel:

"Am 1. Mai. Heute ist der 1. Mai, woraufhin Erzsi" - Erzsi, das war eine Freundin von mir, wir waren zu dritt; ich weiß, daß Sie zu Frau Papp gehen werden, also Frau Papp, geborene Zsuzsa Polgár, und Erzsi. Die arme Erzsi ist leider gestorben. An Krebs, und das ist schon ziemlich lange her. Also wir waren zu dritt, gute Freundinnen, und nach unserer Befreiung in Salzwedel waren wir noch ein paar Tage in diesem schrecklichen Lager, aber dort gab es weder Wasser noch Elektrizität, und es war ziemlich schrecklich. Und ich weiß nicht, wer die Idee gehabt hat, vielleicht die Zsuzsi, daß wir lieber versuchen sollten, in ein ziviles Haus umzuziehen. Und ich konnte Deutsch, so daß ich den Auftrag bekam, eine Wohnung zu finden, und eines vormittags machte ich mich tatsächlich daran und schaute mir eine ganze

Menge an. Einige haben mich gar nicht reingelassen, andere dagegen waren sehr nett. Aber schließlich kamen wir zu einem Ehepaar Körtge, und das Haus schien auch geeignet zu sein, sie waren auch bereit, uns aufzunehmen, das war ein eingeschossiges Stadthaus, links vom Tor war eine Wohnung, dort wohnten die alten Körtges, und auf der rechten Seite war noch eine Wohnung, zwei Zimmer, und die stand leer, weil die Tochter oder wer auch immer nicht da war. Es war also ein Zimmer und eine Küche, und wir besprachen also, daß wir dort am Nachmittag hingehen würden. Am Nachmittag gingen wir also dort hin. Wir nahmen auch ein paar Stiefel mit, Männerstiefel, denn so etwas hatten wir. Mir fällt jetzt alles durcheinander ein. Als wir befreit wurden, gingen wir in die Häuser hinein. Amerikaner hatten uns befreit, und dort plünderten wir, was wir sahen, das nahmen wir mit, wir gingen in Geschäfte hinein und nahmen mit, was wir greifen konnten, das ist sehr komisch, aber jedenfalls hatten wir unter anderem auch ein paar Männerstiefel, und die brachten wir Herrn Körtge als Geschenk mit. Aber das war eine Überraschung für uns, daß der alte Herr Körtge, als wir dort eintrafen, uns einen Text vorlegte mit der Hausordnung. Und das mußten wir unterschreiben. Das haben wir natürlich getan. Da stand auch nichts Außergewöhnliches drin. Und so zogen wir bei Familie Körtge ein. Und dort wohnten wir, das war sehr angenehm, und Frau Körtge brachte uns zu unserer allergrößten Überraschung gleich am nächsten Morgen das Frühstück. Wir bekamen dort auch Mittagessen und Abendessen, und das war ein paradiesischer Zustand. Und inzwischen, nach einer Woche oder so, wurde dieses scheußliche Lager aufgelöst, und die ganzen Lagerinsassen wurden umgesiedelt, ein bißchen weiter draußen, vor der Stadt, in eine Luftwaffenakademie oder so etwas war das gewesen, und dort wurde die ganze Lagerbevölkerung hingebracht. Wir gingen nicht dorthin, um dort zu wohnen, weil wir bei dem alten Ehepaar viel besser untergebracht waren, aber trotzdem reservierten wir uns einen Platz, und des weiteren war unser Tagesablauf so, daß wir bei Frau Körtge frühstückten, und dann gingen wir hinaus ins Lager, auch dort frühstückten wir, und auch das Abendessen, was unsere Freundinnen dort für uns aufgehoben hatten, dann warteten wir auf das Mittagessen und aßen zu Mittag, und dann gingen wir zurück zu Frau Körtge und aßen dort noch einmal zu Mittag. Und so weiter. Und dann aßen wir zu Abend, und am nächsten Morgen ging das wieder von vorne los. Das war ganz phantastisch. Und das Problem war noch, daß dieses Lager eigentlich ein geschlossener Bereich war, aber es war irgendwo ein Loch im Zaun, und da konnten wir immer rein- und rausgehen. Ansonsten wurden dort sehr viele Leute gesammelt,

aus der ganzen Umgebung und den verschiedenen dort befindlichen Lagern, so daß das ein paar tausend Leute gewesen sein müssen. Es waren Franzosen, Russen, alles Mögliche, Italiener, und etliche andere. Also so lebten wir eine Zeitlang, und dann wendete es sich zum Schlechten, wenn auch nicht sehr schlecht, es geschah nämlich, denn der Krieg war damals noch nicht zu Ende, und die Amerikaner besetzten ausgerechnet das Haus der Körtges als Radiostation. Und auch die Familie Körtge mußte ausziehen und wir auch. Familie Körtge zog zur Verwandtschaft, und wir zogen ins Lager, und dieses wundervolle Leben wurde somit beendet. Und die Verbindung zu den Körtges bestand dann auch weiterhin, so daß wir uns ab und zu trafen. Dann kam deren Tochter nach Hause. Und dann wollte ich noch erzählen, wie unser dortiges Leben endete, dort in Salzwedel. Nicht wahr, am 14. April wurden wir befreit. Mitte Juni, genauer gesagt am 17. Juni, gingen wir gerade abends nach Hause, also dort ins Lager und dort fuhr ein Auto umher mit so einem Megaphon, auf diesem großen Gebiet, und in allen möglichen Sprachen, darunter auch auf Ungarisch, wurde durchgesagt, daß das Lager ein paar Tage später nach Westen verlegt werden sollte. Und da haben Zsuzsi und Erzsi und ich uns gesagt, dazu haben wir keine Lust, wir fahren jetzt nach Hause. Und da packten wir unsere Sachen, und am nächsten Morgen spazierten wir aus dem Lager hinaus mit der Absicht, uns in einen Zug zu setzen, das war nicht so einfach. Aber zuerst gingen wir noch zu Familie Körtge, um uns zu verabschieden, und die gaben uns noch belegte Brote für unterwegs mit und begleiteten uns zum Bahnhof. Und dann stellte sich heraus, daß an dem Tag überhaupt keine Züge mehr fahren würden. Damals war alles noch in so einem Zustand, daß die Züge nur am Tag fahren konnten und abends überhaupt nichts losfuhr. Wir gingen nicht mehr ins Lager zurück, sondern schiefen in einem Eisenbahnwagen, der dort stand. Und am nächsten Morgen kam tatsächlich ein Zug, und der fuhr mit uns los in Richtung Süden, denn das brauchten wir, und so machten wir uns auf den Weg, das war am 18. Juni. Und am 6. Juli kamen wir dann auch in Budapest an. Unterwegs erlebten wir phantastische Abenteuer. So fing also unsere Heimreise an.

Aber ich wollte Ihnen ja etwas vorlesen. Also den 1. Mai wollte ich Ihnen vorlesen. Wo haben wir es denn? Hier.

"Heute ist der 1. Mai, was bedeutet, daß Erzsi auf dem Sofa sitzt und kleine rote Sterne herstellt. Wenn sie Zeit hat, wird sie auch noch Hammer und Sichel dazusticken. Aber das ist nicht sehr wahrscheinlich, denn es ist schon halb zehn, und um zehn

müssen wir uns auf den Weg ins Lager machen, um noch Mittagessen zu bekommen. Neuerdings gehen wir wieder zweimal täglich dort hinaus." - Und hier berichte ich über das, was ich Ihnen soeben erzählt habe. Zweimal haben wir gegessen. "Das Essen wurde nur an die Leute persönlich ausgeteilt. Wenn das Wetter schön ist, ist das sehr angenehm, aber in den letzten Tagen haben wir hier ein wahrhaftiges Novemberwetter gehabt. Auch die Besuche im Lager sind aufregend, weil wir niemals wissen können, ob man uns so einfach reinläßt und, was die Sache noch schwieriger macht, ob man uns auch wieder herauslassen wird. Das Lager ist nämlich jetzt unter Sicherheitsverschluß, so daß offiziell niemand dort hinein oder hinaus darf. An den Toren stehen Wachposten, aber durch verschiedene Mauselöcher schaffen wir es doch, hinein- und hinauszukommen." Nun gut. Und hier schreibe ich, daß Frau Körtge morgens, als sie uns den Kaffee brachte, uns mitteilte, jetzt habe Deutschland kapituliert. Jetzt fällt mir auf, daß das gar nicht stimmt, das ist nämlich der Brief vom 1., und das war am 8. oder am 9. Aber sie hatte das gesagt. "Und so ging endlich der Krieg zu Ende. Und zwischen zwei belegten Broten feierten wir diese Nachricht. Aber zu unserer allergrößten Überraschung waren wir doch fast gleichgültig. Später sprachen wir darüber, falls im Lager irgendetwas Wichtiges bekanntgegeben wird, ist es wichtig, oft dort zu sein. Ja, stellten wir fest, heute wird sicher bekanntgegeben, daß der Krieg zu Ende ist. Schön und gut, meinte Erzsi, aber vielleicht auch etwas Wichtiges!" Und so weiter. Aber fragen Sie bitte.

O.: Ja, vielleicht können wir ja Kopien auch von diesen Briefen machen.

L.: Ja. Es spricht nichts dagegen. Ich weiß nicht, was ich Ihnen noch erzählen soll, was hier nicht drinsteht.

O.: Wir würden eigentlich gerne etwas über Ihre ganze Lebensgeschichte erfahren, also auch über die Zeit Ihrer Kindheit, ihrer Jugend.

L.: Ist gut. Also ich bin in Budapest geboren. Meine Eltern waren Lehrer. Ich besuchte die Mittelschule, dann die Kunsthochschule, und im Frühjahr 1944 bekam ich mein Diplom als Zeichenlehrerin. Das war im Frühjahr 1944, als ich schon mit gelbem Stern die Prüfung ablegte. Und ich erinnere mich daran, wie dort der Rektor - nach irgendeiner Prüfung oder bei der Übergabe der Diplome - mir sehr betont sagte: "Ich wünsche Ihnen alles Gute,

und daß Sie mit uns zusammen besseren Zeiten entgegensehen mögen." Und dann kam der Sommer, es war die deutsche Besetzung Ungarns, am 19. März 44 hatte sie angefangen, wir steckten also mitten drin, und im Krieg sowieso schon. Und was konnten wir da tun? Ich arbeitete in der Rüstungsindustrie, was angeblich einen gewissen Schutz bedeutete, in einer Seifenfabrik außerhalb des Stadtgebiets von Budapest, dieser Teil gehört jetzt zu Budapest, im Süden von Budapest. Beziehungsweise dieser Stadtteil gehörte damals doch auch zu Budapest. Er war in der Nähe der Grenze. Die "Meister"-Seifenfabrik, dort begab ich mich hin, und als ich einmal dort hinfuhr, mit dem gelben Stern, denn ich war so blöd - übrigens war nicht nur ich so blöd, sondern viele andere auch - und da kamen die Gendarmen. Es gab übrigens Regelungen, wann wir auf die Straße gehen durften. Und einmal griffen uns diese Gendarmen auf. Und da sammelten sie - ich weiß es nicht, vielleicht 200 Leute zusammen. Übrigens diese Gendarmen, die hatten eigentlich auf dem Stadtgebiet von Budapest gar keine Befugnisse, denn damals war in Budapest die Polizei zuständig war und in der Provinz die Gendarmerie. Aber in jenen Tagen, damals in den ersten Julitagen, damals wurden die Juden aus der Umgebung von Budapest, aus den umliegenden Dörfern zusammengesammelt, in einer Ziegelei. Aber dieses Vergnügen schien den Gendarmen sehr viel Spaß zu machen, und da kamen sie auch ein bißchen auf das Stadtgebiet von Budapest und sammelten dort die Leute zusammen. So sammelte man uns zusammen, meine Eltern haben sicherlich schockiert zur Kenntnis genommen, daß ich nicht nach Hause kam, und wir wurden zuerst in eine Kaserne in der Üllői út gebracht, da war rangeschrieben: "Stall der verdächtigen kranken Pferde". Und dort verbrachten wir die Nacht. Und am nächsten Tag mußten wir uns in eine Reihe stellen, diese vielen Leute, natürlich hatte niemand irgendetwas dabei. Und wir gingen raus zur Donau, und dort mußten wir in ein Schiff einsteigen, und ein paar Stunden später machte sich das Schiff auf den Weg donauaufwärts, und später, es war schon am späten Abend oder in der Nacht, als das Schiff anlegte. Jetzt weiß ich schon, wo das war, damals wußte ich es nicht: in der Ziegelei von Békásmegyér. Dort befanden sich schon 10.000 oder 20.000 Leute unter freiem Himmel, sie saßen da herum, und es war schmutzig. Und ein paar Tage lagerten wir dort. Und dann kam ein Zug, denn dort befand sich die Ziegelei neben der Lokalbahn, und einmal kam dann so ein richtiger großer Zug, und in diese Waggons mußten wir hinein, wir wurden hineingestopft, der Zug machte sich auf den Weg, nach dreitägiger Reise kamen wir in Auschwitz an, am 9. Juli. Ja, am 9. kamen wir dort an. Was ich noch nicht gesagt habe, ich war bis Mitte

Aber das dauerte nicht lange, nur ein paar Monate. Im November - oder nein, im Dezember, pardon, doch im November, also im November wurde ich zu einer dreimonatigen politischen Schulung mit Internatsunterbringung eingeladen. Ich habe das noch nicht erwähnt, daß ich 1945, kurz nachdem ich nach Hause gekommen war, in die Kommunistische Partei eingetreten war. Lange Zeit empfand ich das so, daß ich große Gewissensbisse hatte, daß ich erst 1945 beigetreten war, weil ich auch schon vorher Kontakte zur Arbeiterbewegung gehabt hatte, Leute gekannt hatte, an Ausflügen teilgenommen hatte, aber meine Eltern hatten solche Angst gehabt, weil das damals nicht ganz ungefährlich gewesen war, und mir gesagt hatten, ich solle erst mal mein Studium beenden, und anschließend kann ich machen, was ich will, aber erst mal soll ich mich zurückhalten.

O.: Warum war das gefährlich?

L.: In Ungarn? Das war eine faschistische Republik. Natürlich.

Das war sehr gefährlich. Es ging also darum, daß man damit seine Freiheit aufs Spiel setzte.

Also 45 bin ich in die Partei eingetreten. Und ich wurde also zu einer dreimonatigen Schulungsmaßnahme eingeladen. Das war 49. Heute sehen wir natürlich alles klarer. 1949 war, wie man bei uns damals sagte, "das Jahr der Wende". Denn 45, 46, 47, 48, in jenen Jahren gab es hier wirklich ein Mehrparteiensystem, es gab eine gewisse Demokratie, natürlich war auch damals nicht alles so völlig in Ordnung gewesen, aber irgendwie war das doch eine andere Atmosphäre. Und 49, da wurde die Diktatur des Proletariats verkündet. Und 49 war der Rajk-Prozeß, und damals fingen diese schrecklichen Dinge an, von denen wir damals noch nicht wußten, was da eigentlich vor sich ging. Natürlich, man glaubte, daß der Rajk tatsächlich schuldig war, das war zwar ein bißchen merkwürdig und ein bißchen phantastisch, aber trotzdem glaubten wir, daß er tatsächlich an einer Verschwörung teilgenommen hatte oder was auch immer. Es war merkwürdig, aber so war es eben. Das waren ziemlich scheußliche Jahre, 1949/50. Also ich besuchte drei Monate diese Schulung, und später kam ich als politische Mitarbeiterin zur Lehrgewerkschaft. Und mit mir gab es da immer so ein gewisses Problem, ich war nämlich so bürgerlich! Ich bemühte mich zwar sehr, um nicht so bürgerlich zu sein, aber ich war es eben trotzdem. Nun gut. Und dann war ich dort ein paar Jahre lang. Und dann - das muß ich Ihnen noch sagen - 46, also noch 46 erschien meine Zeichnungsserie "Das Frauenlager Auschwitz", die ich Ihnen jetzt zeigen werde.

Dezember dort, und dann kam ich in andere Lager, zunächst nach Reichenbach, das ist dort in der Nähe von Breslau, dort hatten wir gearbeitet, in einer Radiofabrik von Telefunken, und dann im Februar, von dort gingen wir ziemlich plötzlich, denn es war schon der Kanonenbeschuß auf Breslau zu hören, es ging los, zunächst zu Fuß durchs Riesengebirge, und dann kamen wir, nachdem wir an mehreren Orten Station gemacht hatten, darüber habe ich übrigens, das kann ich Ihnen auch zeigen, die ganze Strecke, das können Sie mitnehmen. (Holt eine von ihr gezeichnete Landkarte). Ja, also hier haben wir es. Budapest - Auschwitz - Reichenbach, das haben wir zu Fuß gemacht, da, aus Trautenau sind wir nach Minden, das heißt Porta Westfalica gefahren, und dann, in Fallersleben haben wir auch einige Tage verbracht, und dann nach Salzwedel. Und das ist unser Rückweg nach Hause. Und das habe ich, ja, damals, nein, am 10., also 10 Jahre später habe ich das gemacht, dann haben wir eine - zusammengekommen, ja, und.

O.: Und das dürfen wir mitnehmen?

L.: Ja ja, das dürfen Sie mitnehmen. Bitte.

O.: Und dieses ganze Stück zu Fuß, ja. Hm.

L.: Um mit meinem Lebenslauf weiterzumachen: Da sind wir also angekommen. Zu meinem großen Glück und zu meiner Freude stellte sich heraus, daß meine Eltern noch lebten. Sie waren im Ghetto gewesen, und das war wunderbar, als wir uns wiedersahen. Und dann begann das normale Leben. Ich bekam sofort eine Stelle. Und zwar unterrichtete ich gleichzeitig an zwei Schulen. Das eine war das Italienische Gymnasium, wo ich selber Abitur gemacht hatte. Das gab es immer noch. Eine ganz kurze Zeit gab es das noch. Und dann später schon nicht mehr. Und das andere war eine jüdische Bürgerschule. In diesen beiden Schulen begann ich zu unterrichten. Und dann war es so, also 1949 wurden die Schulen verstaatlicht, denn das war eine Schule der jüdischen Glaubensgemeinschaft gewesen. Zu meiner großen Überraschung - das war im August 1949 - kam ein Telegramm, ich solle am folgenden Tag ins Rathaus zu einer Sitzung gehen. Dort saßen viele Leute versammelt, die alle nicht recht wußten, warum sie da waren, und es stellte sich heraus, daß wir plötzlich zu Schuldirektoren ernannt worden waren. Das währte auch nicht lange. Dort hielt man uns einen Vortrag, wie man inventarisieren muß. Am nächsten Tag mußte ich in diese Schule gehen, wo ich jetzt Direktorin war.

Also das hier erschien 46. Ich habe leider nur dieses eine Exemplar. Ich habe davon Kopien gemacht.

O.: Gibt es das denn noch in der Buchhandlung?

L.: Nein, das glaub ich nicht. Ich glaube, 2000 Exemplare sind erschienen, aber, ich weiß nicht, wo man das finden kann. Aber doch hier und da kann man das sehen. Es gibt hier ein Jüdisches Museum, dort sind die Zeichnungen vorhanden. Sie sind zwar nicht ausgestellt, aber soviel ich weiß, ist das Museum im Besitz dieser Zeichnungen.

Und wenn wir schon dabei sind, möchte ich erwähnen, daß vor einem Jahr zu meiner allergrößten Überraschung, ich habe das zufällig erfahren, daß hier in dieser Zeitschrift einige dieser Zeichnungen reproduziert worden sind. Und dann meldete ich mich bei der Redaktion, um ihr mitzuteilen, daß ich noch am Leben bin. "Múlt és Jövö", "Vergangenheit und Zukunft", das ist die jüdische Kulturzeitschrift. Es gab diese Zeitschrift zwischen den beiden Weltkriegen. Und jetzt, seit ungefähr zwei Jahren, gibt es sie wieder. Das ist eine sehr schöne, sehr niveauvolle Zeitschrift, und zufällig haben die von irgend jemandem meine Zeichnungen bekommen.

O.: Und das sind auch die Zeichnungen, die im Moment ausgestellt werden?

L.: Ja, dort sind Kopien der ganzen Reihe zu sehen.

O.: Und die Originale sind auch im Jüdischen Museum?

L.: Nein, die Originale, also es gibt keine Originale, denn dies sind Lithographien. Also ich habe sie auf Stein gezeichnet. Und davon wurden Abzüge gemacht, und die Steintafeln bestehen nicht mehr. Aber ich habe eine Serie, denn zuerst habe ich tatsächlich mit Tusche gezeichnet. Wenn Sie so wollen, dann ist dies das Original, aber es gibt geringfügige Abweichungen. Zum Beispiel auf dem Titelblatt können Sie sehen, daß das nicht ganz genau das gleiche ist, zum Beispiel bei der Form der Buchstaben. Aber das ist fast genauso.

Also um darauf zurückzukommen, das erschien 1946, und der Verlag, das war eine zionistische Organisation, die das herausgegeben hat. Ich selbst bin nie Zionistin gewesen. Ich bin dort so hingekommen, daß ich meine Bilder einer sehr bedeutenden Persönlichkeit zeigte und die mir den Rat gab, die Zeichnungen dort

hinzubringen, denn dort würde man sie bestimmt veröffentlichen. Es wäre mir zwar lieber gewesen, wenn das nicht gerade ein zionistischer Verlag gewesen wäre, aber das hielt ich damals nicht für wichtig.

Und als ich dann also bei der Lehrgewerkschaft arbeitete, das war wohl 52, oder wann waren noch gleich diese zionistischen Prozesse und Ärztoprozesse und was zum Kuckuck, in der Sowjetunion hatte es nämlich auch so etwas gegeben, und da dachte ich mir, ich muß es doch den Kadern sagen, damit sie hiervon wissen. Und dann brachte ich meine Zeichnungen dorthin, und diese Löcher, die Sie hier sehen, stammen daher, daß die Zeichnungen dort gelocht und in so einer Mappe abgeheftet wurden. Also historische Löcher. Man hat mir dann keinen Ärger bereitet, weil das erschienen ist, aber ich glaube, die Zeichnungen waren einer der Gründe dafür, daß ich dann schon bald von der Lehrgewerkschaft wegversetzt wurde. Ich wurde gefragt, ob ich nicht Lust hätte, lieber an der Kunsthochschule in der Studienabteilung zu arbeiten, und dazu hatte ich auch Lust, weil es mir bei der Gewerkschaft gar nicht so gut gefallen hatte, und so kam ich an die Kunsthochschule, und zwar in die Studienabteilung. Dort hatte ich studiert. In der Zwischenzeit hatte sich natürlich sehr viel verändert. Zum Beispiel gab es, als ich an der Kunsthochschule studierte, einen Rektor, einen Generalsekretär und eine einzige Verwalterin. Und alles hatte funktioniert. Und jetzt gab es den Rektor, den stellvertretenden Rektor, die Wirtschaftsabteilung mit fünf Leuten, die wissenschaftliche Abteilung mit drei Leuten - ich habe keine Ahnung, was die dort machten -, und die Studienabteilung, dort waren wir zu viert. Ja, die Studienabteilung. Wir bewegten also das große Nichts. So ungefähr war das dort. Aber irgendwie hatte das doch mit unserem Beruf zu tun. Und das war also 52 gewesen. Und dann gefiel es mir dort immer weniger, weil ich das Gefühl hatte, überhaupt nichts zu tun. Die Studienabteilung befaßte sich mit solchen Blödheiten wie etwa, wer zu spät zum Unterricht kam. Also solche Blödheiten. Und das hing mir schon sehr zum Halse heraus. Und dann faßte ich den Entschluß, daß ich lieber unterrichten würde, denn das hatte mir schon immer Spaß gemacht. Und zum Glück gelang mir das auch. Und 1955 kam ich an die Endre Ságvári-Schule, ein Gymnasium, an der auch Referendare ausgebildet wurden. Also dort kam ich hin, und dort unterrichtete ich bis 1977, 22 Jahre lang. Und dann ging ich in Rente, als ich das entsprechende Alter erreicht hatte. Und ich freute mich sehr darüber. Und sowohl vorher als auch nachher habe ich nebenher gearbeitet, also gemalt. Und seitdem male ich natürlich mehr und regelmäßi-

ger, und so sieht das aus. Das ist also die Geschichte meines Lebens. Und nebenbei habe ich mich bemüht, hier und da und dort hinzufahren, ich bin ziemlich viel in der Welt herumgereist. Und das ist mein Leben. Jetzt habe ich es Ihnen erzählt.

O.: Ich würde gerne ganz noch mal zum Anfang zurückspringen.

L.: Bitte. Was möchten Sie wissen?

O.: Ich möchte zum Beispiel wissen, in welchem Jahr Sie geboren sind.

L.: 1920. Ja, das war das allererste.

O.: Hatten Sie denn noch Geschwister oder waren Sie ein Einzelkind?

L.: Nein. Geschwister habe ich nicht gehabt. Geheiratet habe ich nicht, wie Sie schon aus meinen Ausführungen ersehen können.

O.: Und können Sie sich denn erinnern an Ihre frühe Kindheit, als Sie zur Schule gegangen sind?

L.: Aber natürlich, auch daran erinnere ich mich.

(Cassette I, Seite B:)

(Organisatorisches)

L.: Also ich habe angefangen, von meinem Wunderkindsdasein zu erzählen. Als ich ungefähr vier Jahre alt war, gab es dort einen sehr berühmten Psychologen, der meine Mutter kannte, weil meine Mutter eine hervorragende Pädagogin war, die mit diesem Psychologen gemeinsame Projekte durchführte. Dieser Herr wollte eine Ausstellung mit den Zeichnungen begabter Kinder machen. Und er meinte, so von 6 Jahren an, aber meine Mama hatte die Idee, daß wir dem doch mal zeigen sollten, was ich gezeichnet hatte. Dieser László Nagy, so hieß der, war zuerst total dagegen, er meinte, mit so kleinen Kindern beschäftige er sich nicht, aber als er dann meine wunderschönen Zeichnungen sah, sagte er, also er zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß man die ausstellen müsse, und so geschah es dann auch. Als die Ausstellung zustande kam, war ich schon fünf Jahre alt, aber die Zeichnungen, die ausgestellt waren, hatte ich mit drei oder vier Jahren angefer-

tigt. Das war also ein großes Ereignis in meiner frühen Kindheit, und ich habe auch noch ein Diplom bekommen mit einem Preis 1. Klasse und was es sonst noch so Schreckliches gab damals. Und auch später gab es solche kleineren Erfolge für meine Kinderzeichnungen. Zum Beispiel gab es eine österreichische Kinderzeitschrift namens "Schmetterling", und die hatte ich abonniert. Und da schickte ich immer meine Zeichnungen hin, die öfters mal erschienen. Und einmal geschah es, da war ich aber schon bedeutend älter, nämlich 12 Jahre alt, in der Zeitschrift "Der Abend", also das war eines der drei bedeutendsten Blätter, gab es eine Ausschreibung für einen Karikaturenwettbewerb. Und mein Vater war auf die Idee gekommen, daß wir denen irgend etwas präsentieren, und ich ging also mit meinem Vater zusammen in die Redaktion, die schauten sich meine Zeichnungen an und sagten dann, ich solle mich doch bitte hinsetzen und etwas zeichnen, denn im Augenblick machte "Der Abend" gerade eine Matinee für Kinder, einen Dickwerdewettbewerb. Und zu diesem Thema solle ich doch bitte etwas zeichnen. Ich setzte mich also hin und zeichnete etwas, ich bekam Bleistift und Papier in die Hand, und am nächsten Tag erschien diese Zeichnung, das war eine sehr schöne Zeichnung, die ich auch noch habe, so etwas hebe ich auf, aber ich dachte, daß die Sache damit erledigt sei, aber später, zu unserer allergrößten Überraschung, erschien ein paar Tage später ein langer Artikel über mich, und auch dort waren noch zwei Zeichnungen von mir veröffentlicht. Auf so eine große Vergangenheit kann ich also zurückblicken. Das heißt, daß ich damals sehr viel größere Erfolge hatte als später als Erwachsene. So war das also.

O.: Sind Sie denn in Ihrer Familie sehr religiös erzogen worden?

L.: Nein. Wie soll ich sagen, mein Vater, das war ein sehr gebildeter Mensch, der auf diesem Gebiet sehr viele Kenntnisse hatte, und auf religiösem Gebiet war er sehr bewandert, aber religiös waren wir nicht besonders.

O.: Sie sind auch nicht zur Synagoge - beispielsweise - gegangen?

L.: Doch, wir mußten auch. Von der Schule aus mußten wir manchmal hingehen, und dann bin ich auch gegangen. Aber auch sonst, nicht sehr viel, aber, wie soll ich sagen, was weiß ich, das war uns nicht besonders wichtig. Auch jetzt stehe ich auf dem Standpunkt, wenn ich irgendwo im Ausland bin, dann schaue ich mir die

Synagogen an, weil mich das interessiert. So ist es. Und ich habe sehr interessante Erfahrungen gemacht in dieser Beziehung. Also ich bin nicht dagegen, aber die Religion hat in meinem Leben keinen besonders wichtigen Platz eingenommen.

Um darauf noch mal zurückzukommen, zwei Sachen kann ich in diesem Zusammenhang noch sagen. Das eine ist zum Beispiel, als ich anfang, zur Schule zu gehen, dort in der Religionsstunde haben wir gelernt, daß die Juden zu Ostern an einem Abend eine bestimmte Feier haben, und das gefiel mir sehr, was der alte Révai, denn so hieß er, darüber erzählte, und daraufhin beschlossen wir, so etwas auch bei uns zu Hause einzuführen, diesen jüdischen Osterbrauch, und den haben wir dann auch eingeführt. Das ist ein schöner Brauch. Széderabend. "Széder", das ist ursprünglich ein hebräisches Wort, ich glaube, das hieß ursprünglich "Zeremonie", aber ich bin mir da auch nicht so ganz sicher. Und das jüdische Osterfest, das ist ein Feiertag zum Gedenken an die Befreiung aus Ägypten und die Erinnerung daran. Und das entwickelte sich dann zu so einem Familienfest, wofür es ein eigenes Drehbuch gibt, bestimmte Dinge muß man essen und sagen, und es gibt da auch ein paar amüsante Elemente, zum Beispiel: Was fragt der kluge Mensch? Was fragt der dumme Mensch? Was fragt der, der gar nicht fragen kann? Und das sind sehr nette Sachen, was weiß ich, das ist also eine angenehme Zeremonie, die mit einem sehr guten Abendessen verbunden ist. Und diese Zeremonie, die auf eine jahrtausendealte Tradition zurückgeht, endet damit, daß man dann sagt: "Nächstes Jahr in Jerusalem." Das ist eine Art von Sehnsucht. Und das haben die Juden tausend Jahre lang nicht ernst genommen, und seit ungefähr 200 Jahren nehmen sie es doch wieder ernst. Das ist also das Passahfest.

O.: Hatten Sie denn in Ihrer Kindheit vor allen Dingen jüdische Spielkamaraden oder mischte sich das auch mit den ungarischen?

L.: Das war eine gemischte Gesellschaft. Sowohl als auch. Auch jetzt ist es sehr gemischt. Es gibt solche und solche, also von jedem etwas. Ich glaube, daß das für die Menschen im allgemeinen nicht charakteristisch ist, aber bei mir persönlich ist das so.

O.: Und hat man denn, oder haben Sie in Ihrer Jugend etwas mitbekommen von der Verschärfung der, zum Beispiel der antisemitischen Gesetze in Ungarn?

L.: Als Kind, das habe ich Ihnen noch nicht gesagt, daß meine Mutter eine Privatschule betrieb, das war eine sehr gute Schule,

und meine Grundschuljahre habe ich dort absolviert. Auch das war keine jüdische Schule, es gab dort jüdische und nichtjüdische Kinder, ich glaube, das war etwa fifty-fifty. Vielleicht war das nicht genau fifty-fifty, aber so ungefähr habe ich das in Erinnerung. Und damals wußten wir, denn es gab Religionsstunden, und deswegen wußten wir, wer wo am Religionsunterricht teilnahm. Und später in der Mittelschule, nun, daß es Antisemitismus gab, das wußte man, oder jedenfalls ich wußte das, aber besonders unangenehme Erfahrungen hatte ich persönlich damit nicht. In Ungarn gab es 1918 eine bürgerliche Revolution, 1919 die Räterepublik, und darauf folgte 1920 eine rechtsgerichtete Gegenrevolution, die auf sehr unangenehme Weise angefangen hatte, und das äußerte sich auch durch Antisemitismus. Wie überall, so hatten sich auch in Ungarn sehr viele Juden der Linken angeschlossen, das ist in der ganzen Welt ähnlich, glaube ich. Dafür gibt es gute Gründe, aber darauf will ich jetzt nicht eingehen. Also die Verfolgung der Kommunisten und die damit verbundenen Grausamkeiten verliefen immer mit Judenverfolgungen parallel. Aber das war eine kurze Zeit, als sich das sehr deutlich bemerkbar machte, aber das weiß ich nicht aus persönlichen Erinnerungen, sondern nur vom Hörensagen, weil ich 1920 geboren bin. Aber als dann schon die Konsolidierung kam, in den 20er Jahren, wurde unter Ministerpräsident Bethlen der sogenannte Numerus clausus eingeführt, das war eine anti-jüdische Maßnahme an den Universitäten, daß dort nur eine gewisse Prozentzahl, ich weiß nicht mehr, wieviel Prozent, es waren vielleicht etwa drei Prozent jüdische Studenten, die aufgenommen werden durften. Also so war das ganz konkret.

Und im Gymnasium, dort war das nichts Besonderes, so etwas gab es natürlich. Ich habe das Maria Theresia-Gymnasium zuerst besucht, dort gab es drei Parallelklassen, A, B und C. Ich kam in die C-Klasse, und zufällig - das ist im Grunde genommen unwichtig, aber trotzdem interessant, deswegen erzähle ich das trotzdem, daß das so zustandekam, daran erinnere ich mich sehr genau, als es anfang, kurz nach Anfang des Schuljahres, wurden die evangelischen und die kalvinistischen Schülerinnen unserer Klasse in die anderen Klassen versetzt, und zu uns kamen andere Kinder, katholische und jüdische, das hatte ganz offensichtlich etwas mit dem Stundenplan und mit den sonstigen Verpflichtungen der Religionslehrer zu tun, das hatte sicherlich keine weitere Bedeutung, aber zufällig ergab sich daraus, daß in unserer Klasse sehr viel mehr Jüdinnen waren, es gab also Katholikinnen und Jüdinnen, und die Mehrheit in der Klasse waren Jüdinnen. Und ich weiß nicht, ob deswegen oder nicht deswegen,

die Juden haben natürlich ihre charakteristischen Eigenschaften, vielleicht sind sie tatsächlich ein bißchen lebhafter als die anderen, daran mag es gelegen haben, daß von den drei Klassen immer wir die schlimmste Klasse waren. Ich weiß nicht, ob das Antisemitismus war, oder vielleicht waren wirklich wir die schlimmste Klasse.

O.: Wie war das eigentlich damals in Ungarn, waren Jungen und Mädchen zusammen in der Schule?

L.: Nein. Damals nicht. Damals war es noch getrennt. Das war ein Mädchengymnasium. Und ich habe Ihnen gesagt, daß ich an der Italienischen Schule Abitur gemacht habe. Das heißt, daß ich also nicht dort Abitur gemacht habe. Auch das hat sehr merkwürdige Gründe, ich wurde dort nämlich rausgeworfen. Rausgeworfen ist wohl eine Übertreibung, ich war eigentlich eine sehr gute Schülerin mit vielen Einsen, und daß ich die Schule verlassen mußte, hat auch nichts mit Antisemitismus zu tun, wir hatten eine abscheuliche Klassenlehrerin. Und ich war damals noch so ein Kind, daß man mir immer sofort ansehen konnte, wenn mir irgendwas mißfiel, und wenn irgend jemand irgendwelchen Blödsinn angestellt hatte oder mir was nicht paßte, dann konnte man mir das sofort ansehen, und ich konnte diese Lehrerin nicht ausstehen und sie mich auch nicht. Ist das nicht langweilig für Sie?

O.: Überhaupt nicht.

L.: Dann werde ich Ihnen das auch noch erzählen, warum ich rausgeflogen bin. Das ist für die damalige Zeit so charakteristisch. Damals war das so, daß der Unterricht damit anfing und auch endete, daß wir alle aufstehen und beten mußten, alle laut und im Chor, und das Gebet, was weiß ich, ich erinnere mich nicht mehr an den genauen Text, es gab ein Morgengebet und ein Mittagsgebet. Und einmal, das war im Frühjahr 1936, ich besuchte die sechste Klasse des Gymnasiums, und da sagte uns eines Tages die Klassenlehrerin, es gäbe einen neuen Gebetstext. Ich weiß nicht, im Ministerium oder so hatte sich jemand ausgedacht, dieser Text sei nicht mehr gut und es sollte jetzt einen neuen geben. Sechs oder zehn oder so Jahre war der alte Text gut gewesen, und plötzlich war er es nicht mehr. Es gab also einen neuen Gebetstext. Auch das war eine Schule mit Referendarausbildung. Und Frau Spányik, das war die Klassenlehrerin, die hatte gerade eine Stunde bei uns, und eine der Referendarinnen wurde aufgefordert, den neuen Gebetstext an die Tafel zu schreiben, sie

schrieb und schrieb, und sie machte dabei einen fürchterlichen orthographischen Fehler. Und als ich das bemerkte, fingen ein anderes Mädchen, eine Freundin von mir, und ich an, spöttisch zu lachen. Wir schrieben weiter den Gebetstext ab, und plötzlich merkte ich, daß Frau Spányik gesehen hatte, daß ich das gesehen hatte. Sie sagte zwar überhaupt nichts, aber sie schaute mich so an. Und dann hieß es - das war, was weiß ich, am Montag, und bis zum folgenden Montag mußten wir den Text auswendig lernen. Aber schon am folgenden Tag kam Frau Spányik in die Klasse, sie hatte eine Stunde bei uns, und als die Referendare nicht da waren, da sagte sie: "Lukács", denn so wurden wir damals angeredet, "Lukács, sagen Sie das Gebet auf." Das Morgengebet kriegte ich zusammen, wir brauchten es zwar noch nicht zu wissen, aber irgendwie war das bei mir hängengeblieben, und ich sagte es also. Und da sagte sie: "Und jetzt das Mittagsgebet." Ich fing an, auch das aufzusagen, aber das gelang nicht ganz, und da mußte ich zugeben, daß ich das noch nicht ganz konnte. Und da sagte sie: "Ich hab gewußt, daß Sie das nicht wissen werden, denn Sie haben gelacht, als wir das Gebet an die Tafel geschrieben haben. Und daraus folgt, daß für Sie die Religion etwas Lächerliches ist. Und wer die Religion lächerlich findet, der findet auch das Vaterland lächerlich!" Und lauter solche Texte gab sie von sich. Und da sprang ich auf und brüllte zurück. Und da warf sie mich aus der Klasse heraus, und das führte dazu, daß man mir den Rat gab, woanders hinzugehen.

O.: Und dann kamen Sie zu dieser italienischen Schule?

L.: Und da kam ich an das Italienische Gymnasium. Das war sehr interessant. Das war damals gerade eröffnet worden. Auch vorher hatte es eine italienische Schule gegeben, aber nur für die italienische Kolonie. Und eines Tages sahen wir die Plakate, daß das italienische Gymnasium eröffnet wird und man sich da melden kann, das interessierte mich sehr. Und so geschah das. Es gab da so ein kleines Problem, das heißt eigentlich war das gar kein Problem. Es waren nämlich nur sechs Klassen eingerichtet, und die sechste Klasse hatte ich schon beendet. Aber das war kein Problem, da machte ich die sechste Klasse eben noch mal. So war das. Und noch heute bin ich der Frau Spányik sehr dankbar, weil das eine Wendung zum Guten war.

O.: Und danach sind Sie dann gleich zur Kunsthochschule gegangen?

L.: Ja.

O.: War das denn damals üblich oder ungewöhnlich für Frauen, zu einer Hochschule zu gehen?

L.: Nein, das war durchaus üblich, daß auch Frauen dort hingehen. Um noch mal auf die italienische Schule zurückzukommen, dort waren Jungen und Mädchen zusammen. Dort war überhaupt alles sehr klein, wir waren 15 Leute in einer Klasse. Im Gymnasium waren wir dagegen 40 bis 50 gewesen.

O.: Und dort wurde auch Italienisch unterrichtet?

L.: Dort wurde nur Italienisch unterrichtet. Das heißt, der ganze Unterricht war auf Italienisch. Wir lernten natürlich auch ungarische Sprache und ungarische Literatur, und das auf Ungarisch, aber alle anderen Fächer unterrichteten italienische Lehrer in italienischer Sprache.

O.: Und Sie mußten dann erst Italienisch lernen, oder konnten Sie das bereits?

L.: Ich habe das so mitbekommen. Ich konnte schon Französisch damals, und die beiden Sprachen sind einander sehr ähnlich, denn sie sind ja miteinander verwandt, so daß es leicht war. Am Anfang mußten die Lehrer helfen, weil von den 15 Kindern nur drei wirklich gut Italienisch konnten. Und da sprachen die Lehrer eben immer schön langsam. Und dann ging das eben. Wenn ich jetzt zum Beispiel eine große Zahl auf Italienisch lesen soll, das bereitet mir keine Probleme. Das geht so wie auf Ungarisch.

O.: Und als Sie dann zur Kunsthochschule kamen, gab es denn da diesen Numerus clausus für Juden?

L.: Ja, natürlich. Aber es gab auch nur wenige jüdische Bewerber. Es gab eine Aufnahmeprüfung, und ich war so pessimistisch - die Prüfung bestand daraus, ich glaube, das ist heute auch so, daß das zwei Wochen dauerte, und wir in der ersten Woche einen Kopf zeichneten und in der zweiten Woche einen Akt zeichneten. Und dann wurden die Ergebnisse bekanntgegeben, und ich ging nicht einmal hin, um mir die Bekanntgabe der Ergebnisse anzuhören. Aber am nächsten Tag ging ich dort hin, und da war ein Anschlag, und da stand, daß ich aufgenommen worden war. Und das war eine großartige Sache. Leider kam ich nicht in die Gruppe

desjenigen Professors, wo ich gern hingekommen wäre. Das war eher ein Zufall. Ich wäre gerne zu Szönyi gegangen, das ist hier ein großer Name. Als wir dort in der Vorhalle Schlange standen, um uns einzuschreiben, und natürlich wollten alle zu Szönyi, zu Szönyi oder zu den Abanovas. Und ich stand irgendwo ganz hinten, und diese beiden Klassen waren schon voll. Zum Schluß kam ich dann übrigens dann doch noch zu Szönyi, so daß ich mein letztes Studienjahr dort absolvierte, und von dem konnte man wirklich sehr viel lernen. Und dort, in den Jahren, die ich an der Kunsthochschule verbrachte, dort bekam ich doch sehr zu spüren, daß ich Jüdin war. Ich hatte zwar dort auch gute Freunde, aber in jenen Jahren wurden die Judengesetze erlassen, 1938. Also ich habe 1939 zu studieren angefangen. 1938 kam das erste Judengesetz, 1940 das zweite, usw., und das war also eine sehr unangenehme Zeit.

O.: Woran haben Sie das gespürt, also gab es da noch...

L.: Was weiß ich. Unter meinen Kollegen hatte ich viele sehr liebe Freunde, aber ich hatte immer das Gefühl, es gab also doch einige, die es mich spüren ließen, die Bemerkungen machten, solche gab es auch, und das war recht unangenehm. Zum Beispiel gab es solche Sommerkurse für Künstler, und dafür habe ich mich nie gemeldet. Vielleicht hätte ich eine Möglichkeit gehabt, aber ich hab das nie gemacht. Vielleicht war das nur meine eigene Blödheit.

O.: Und Sie haben sich nicht gemeldet, weil Sie Angst hatten?

L.: Angst hatte ich nicht, ich hatte nur keine Lust. Ich weiß es nicht.

Also ich werde Ihnen eine Episode erzählen. Ich hatte dort eine sehr gute Freundin, die war im gleichen Studienjahr wie ich, und wir hatten einander sehr gern. Dieses Mädchen war eine sehr gläubige Katholikin. Und einmal lud sie mich ein, sie zu begleiten, irgendein Pater sollte einen Vortrag halten, und der sollte so gut sein, und da ging ich mit ihr hin, warum auch nicht, diesen Pater anzuhören. Und das war dort in einem großen Hörsaal der Universität. Dort wurde dieser Vortrag gehalten. Wir nahmen Platz, es waren sehr viele Leute da, der Pater kam rein, stellte sich ans Rednerpult, vielleicht war das wirklich ein ganz hervorragender Mensch, aber irgendetwas, ich kann mich nicht mehr daran erinnern, aber noch bevor er mit seinem Vortrag anfang, machte er einen Witz auf Kosten der Juden. Das war irgendwelcher

Blödsinn, und die Leute lachten und applaudierten, und meine Freundin neben mir, die schämte sich so, daß auch ich das als peinlich empfand, aber meiner Freundin war das noch viel peinlicher. So eine Atmosphäre war das damals also. Das heißt, daß der Antisemitismus einfach in der Luft lag. Ganz egal, wo man sich gerade befand.

O.: Ja. Haben Sie sich denn in dieser Zeit auch für die politischen Ereignisse in Europa interessiert, also hat man darüber diskutiert, war das ein Thema?

L.: Natürlich. Also 1933 war die Machtübernahme Hitlers, auch das war schon sehr beunruhigend für uns. Und dann kam er immer näher, die Tschechoslowakei, das Sudetenland, und dann der Anschluß - wann war das, 38?

O.: 38.

L.: Ja, damals besuchte ich bereits die Italienische Schule. Interessant ist, diese Italienische Schule, das war natürlich das Italien Mussolinis. Aber diese Italiener, die wissen irgendwie nicht, was Antisemitismus ist. Dort gab es so was nicht, es interessierte sie nicht. Und dort schon ganz und gar nicht. Übrigens waren einige unserer Lehrer begeisterte Mussolini-Anhänger, und andere waren vollkommen uninteressiert. Und auch dort gab es ganz hervorragende Lehrer und auch sehr schlechte, so wie das überall zu sein pflegt.

O.: Ja. Und führte denn Ihr Interesse an Politik während der Hochschulzeit zum Beispiel dazu, daß Sie sich irgendeiner Partei anschlossen oder mit dem Gedanken spielten?

L.: Ja. Das ergab sich dort so, daß ich persönliche Beziehungen zu Vertretern der Arbeiterbewegung unterhielt. Ich nahm an ihren Ausflügen teil.

O.: Kontakt durch die Hochschule? Oder wie kam dieser Kontakt zustande?

L.: Nein. Damit hatte die Kunsthochschule überhaupt nichts zu tun. Zu dieser Zeit gab es eine Sozialistische Kunstgruppe. Ich als Studentin kam zwar nicht in die unmittelbare Nähe dieser Gruppe, aber ich erinnere mich, daß ich deren Ausstellungen regelmäßig besuchte, und ich kannte auch den einen oder anderen

unter ihnen. Das war zwar genehmigt, das war legal, aber trotzdem sah man es nicht sehr gern. Zum Beispiel kam es einmal vor, 1942 mag das gewesen sein, da hatten sie eine Ausstellung, die dann auch verboten wurde. Ich war bei der Ausstellungseröffnung, und am nächsten Tag wurde die Ausstellung verboten. Es war also ein bißchen unbequem. Ja, unbequem. Das war also gefährlich. Diejenigen, die damals zu dieser Sozialistischen Künstlergruppe gehörten, ein Teil dieser Leute erlebte das Ende des Krieges nicht mehr, wofür es verschiedene Gründe gab.

O.: Aber Sie konnten Ihr Studium erst einmal unbehelligt beenden?

L.: Ja. Gerade 44, als wir schon gelbe Sterne trugen, da beendete ich mein Studium. Und wie gesagt, damals, ich hatte eine lila Bluse an, und darauf den gelben Stern, wunderhübsch, und da sagte der Rektor mir also: "Ich wünsche Ihnen, daß wir zusammen bessere Zeiten erleben werden."

O.: Und Sie lebten zu diesem Zeitpunkt noch mit bei Ihren Eltern?

L.: Ja. Bis zum Schluß. Und danach auch noch.

O.: Und Sie erzählten vorhin, daß Sie dann in dieser Rüstungsfabrik arbeiten mußten. Sind Sie da verpflichtet worden oder war das, um sich zu schützen, eine freiwillige Meldung?

L.: Natürlich. Es war mir eine große Freude gewesen, als es mir gelungen war, diese Arbeit zu bekommen. Denn aus einem Betrieb der Rüstungsindustrie werden die Leute nicht wegtransportiert, dachten wir damals. Nun, das dauerte nicht lange, diese Arbeit in der "Meister"-Seifenfabrik, höchstens ein oder zwei Monate oder nicht einmal so lange.

O.: Und was mußten Sie da genau machen?

L.: Wir wickelten die Seifenstücke ein und so etwas. Also, das war eigentlich eine recht primitive Fabrik. Dort wurde sehr gute Seife hergestellt. Ich erinnere mich, dort gab es solche Seifenslangen, von denen wir dann etwas abschnitten, und es kam auch vor, daß wir die Seifenstücke einwickelten. Denn das Kochen der Seife, das ist Facharbeiterarbeit.

O.: Und dieser Betrieb galt als Rüstungsproduktion, oder habe ich das vorhin falsch verstanden?

L.: Ja, das galt als Rüstungsproduktion, denn auch die Armee braucht Seife, nehme ich an.

O.: Und Sie konnten dann aber abends immer wieder zu Ihren Eltern zurück.

L.: Ja, natürlich. Das heißt, so natürlich war das auch nicht, denn es war davon die Rede, daß ich vielleicht zu einem späteren Zeitpunkt in die Fabrik umziehen würde. Aber dazu kam es nicht mehr, weil ich vorher abtransportiert wurde. Schon vorher kam ich also woanders hin.

O.: Und das war auch in dieser Zeit üblich, daß Leute auf der Straße aufgegriffen wurden und dann in diese Ziegeleien kamen.

L.: Das weiß der liebe Gott, ob das die Praxis war. Damals war das so, die Leute aus der Umgebung von Pest, die wurden zusammengesammelt, und den Gendarmen, denen gefiel das so gut, so was zu machen, daß sie auch ein bißchen in die Stadt reinkamen. Aber die Budapester Juden, die wurden letztlich nicht mitgenommen, mit ein paar Ausnahmen. Nicht alle, also einige sind abtransportiert worden, aber diese absolute Deportation hat es in Budapest nicht gegeben. Aber viele Leute hat man doch mitgenommen.

O.: Und diese Gendarmen, das waren auch Ungarn gewesen?

L.: Natürlich, Ungarn.

O.: Können Sie sich denn noch an die Zustände in dieser Ziegelei erinnern?

L.: Aber natürlich. Also, die war noch ziemlich lange in genauso einem Zustand wie damals. Aber jetzt gibt es dort in der Nähe ein Neubaugebiet. Also was soll ich Ihnen noch zu dieser Ziegelei sagen? Also dort gab es solche Gebäude, in denen die Ziegel getrocknet wurden, aber auch die hatten keine richtigen Wände, sie waren für den Durchtransport, mit anderen Worten, sie hatten ein Dach, was irgendwie auf Säulen stand. Dort gab es viele solche Gebäude, aber als wir dort eintrafen, war dort schon kein Platz mehr für uns, so daß wir nur noch unter freiem Himmel unterkamen. Ich erinnere mich überhaupt nicht mehr daran, ob wir

dort etwas zu essen bekamen oder nicht. Also daran erinnere ich mich nicht, es kann sein, daß man uns dort irgendwas gab, ich weiß es nicht. Eine interessante Sache kann ich Ihnen aber noch erzählen, die ich nicht dort mitbekommen habe, denn das war ein großes Gebiet, es gab dort mindestens 10.000, wenn nicht noch mehr Leute. So daß man gar nicht wissen konnte, was am anderen Ende dieser Ziegelei vor sich ging. Aber in Auschwitz, oder vielleicht auch nicht in Auschwitz, sondern in einem anderen Lager, lernte ich eine junge Frau kennen, die mir sagte, auch sie sei dort gewesen, also in der Ziegelei von Békásmegyér, und die mir erzählte, daß einmal...

(Cassette II, Seite 1:)

L.: ...Leute, die aus der Umgebung von Pest kamen, die hatten ja Gepäck dabei, aber diejenigen, die kein Gepäck hatten, nach Hause gehen konnten, um ihr Gepäck zu holen, und zwar in Begleitung der Gendarmen sind viele Leute dann tatsächlich nach Hause gegangen, und diese Gendarmen haben dann eine Weile gewartet und dann gesagt, wo sie sich am nächsten Tag treffen sollten. Und der Betreffende kam dann tatsächlich zum vereinbarten Treffpunkt. Man kann es kaum für möglich halten! Statt daß die Leute abgehauen wären...

O.: Ahnte man denn in dieser Zeit, was passieren würde, also wußte man zum Beispiel von Vernichtungslagern?

L.: Ich wußte es nicht. Und auch im allgemeinen gab es viele Leute, die das nicht wußten. Jetzt im nachhinein weiß ich, daß damals die Nachrichten schon bis hierher durchgedrungen waren, aber es war nicht allgemein bekannt, es gab sehr wenige Leute, die davon wußten. Zum Beispiel, als unser Zug sich Auschwitz näherte, und wir sahen, daß dort irgendwo geschrieben stand, "Auschwitz", da gab es eine junge Frau, die anfing, zu klagen, was für ein schrecklicher Ort das sei, und die anderen fuhren sie an, sie solle nicht so einen Quatsch reden, das könne doch gar nicht sein, sie solle nicht solche Merkwürdigkeiten verbreiten. So war das.

O.: Können Sie sich denn noch daran erinnern, was in Ihnen vorging, als Sie dort ankamen in Auschwitz?

L.: Wir freuten uns, daß wir aus dem Zug aussteigen konnten. (Blättert.) Ich finde das jetzt nicht. Also nur soviel, dort

stand geschrieben: "Auschwitz", und wir fuhren noch weiter, denn wir fuhren nach Birkenau. Und ich erinnere mich, daß damals im Morgengrauen die Waggontür nur so einen kleinen Spalt geöffnet war, so daß man ein kleines bißchen rausgucken konnte, und dort sahen wir flaches Land, und soweit das Auge reichte jede Menge Baracken, die alle gleich aussahen, alles unendlich groß und eine wunderbare Ordnung. Und dann kamen wir dort an. "Hier werden wir also arbeiten," dachten wir. Aber es sollte dann doch etwas anders werden. So war das also. Da gibt es noch sehr viel drüber zu erzählen.

(Blättert:) Hier haben wir es. "Der Zug fuhr aus dem Bahnhof heraus und in das Lager. Eine unendliche Reihe grüner Baracken, drumherum elektrischer Stacheldraht. Hier und da, vor den Baracken, arbeiteten auf kleinen Rasenflächen junge Frauen mit Spaten und Hacke. Ich war sehr glücklich, daß ich endlich aus diesem stinkenden Zug aussteigen konnte. Ich hatte große Sehnsucht nach einem Bad. Der Zug hatte schon ziemlich lange dort gestanden, als endlich phantastische, mit blaugestreiften Schlafanzügen bekleidete, braungebrannte stramme Männer erschienen, die am Arm rote oder gelbe oder schwarze oder grüne Dreiecke trugen. Sie öffneten die Waggontüren, wir sprangen heraus, das gesamte Gepäck wurde hinausgeworfen und gestapelt, und wir mußten uns, Männer und Frauen getrennt, in Fünferreihen aufstellen, und ohne Gepäck machten wir uns auf den Weg ins Lager. An einer Kreuzung stand ein fetter, hochrangiger SS-Offizier, der sich die Leute alle einzeln ansah und sie dann entweder nach links oder nach rechts winkte. Nach links schickte er im allgemeinen die Alten, die sehr Mageren, die Kinder und die Mütter bzw. die nahen Angehörigen der Kinder geschickt. Die anderen gingen nach rechts, auch ich. Keine von uns wußte, daß in diesem Augenblick über Leben und Tod entschieden worden war." Und hier gibt es dann noch andere Momente. "Wir sind weitergegangen, und dann gingen wir in ein Gebäude hinein, wo gebräunte, gutgelaunte junge Frauen hin- und herliefen und uns zählten." Diese gebräunten, gutgelaunten jungen Frauen waren natürlich auch Häftlinge. Und dann: "Wir gingen in so ein Gebäude hinein, wo solche gutgelaunten jungen Frauen, die alle eine Tätowierung am Arm hatten, uns alle unsere Haare abrasierten. Und so kahlgeschoren gingen wir weiter. Unterwegs wurden uns blitzschnell die Köpfe mit Petroleum eingerieben. Dann gingen wir in einen Raum, wo es so ungefähr 100 Duschen gab, aus denen warmes Seifenwasser floß. Na endlich! Wir konnten das Bad schön lange genießen. Dann hörte das Wasser auf zu fließen, und wir gingen durch einen warmen Raum, wo wir getrocknet wurden. An einer Tür drückte uns eine Frau einen Rock

in die Hand, an einer anderen Tür bekamen wir von einer anderen Frau eine Schlafjacke, was wir schnell anzogen. Dann gingen wir an einer dritten Frau vorbei, die jeder von uns mit Ölfarbe einen breiten roten Streifen auf den Rücken malte. Und so ausgerüstet - das alles war sehr schnell vor sich gegangen - stellten wir uns wieder in Fünferreihen auf. Das war sehr komisch, wie wir dort standen, mit unseren bunten Lumpen und unseren weiß blitzenden Schädeln. Selbst Bekannte konnten einander so kahlgeschoren kaum erkennen. So waren wir in einer kurzen halben Stunde unserer menschlichen Form vollends entledigt worden. Wir marschierten aus dem Badehaus heraus, hinein in eine mit Draht umzäunte Barackenstadt, von der wir später erfuhren, daß es das C-Lager war." So fing es an. Das war wirklich phantastisch. Ich war dort also bis Mitte Dezember, in Birkenau. Und als wir in Reichenbach eintrafen, gab es dort einige, die nur recht kurze Zeit in Birkenau gewesen waren. Und die fragten uns: "Was wißt ihr über die Kinder und über die Alten?" Weil sie nicht wußten, was in Auschwitz los war. Wir wußten es schon. So war das.

O.: Und in dieser Zeit in Birkenau, mußten Sie dort auch arbeiten?

L.: Ja und nein. Ich persönlich hatte wirklich viel Glück dort. Und ich gab mir auch große Mühe. Für alles meldete ich mich freiwillig. Schon bald kamen wir aus dem C-Lager ins B2-Lager. Wir dachten, dort würde es besser sein. Aber wie dem auch sei. Es gab also die sogenannten Blockältesten und die Lagerältesten, auch das waren Häftlinge. Das waren vor allem Slowakinnen, die ein halbes Jahr oder ein Jahr oder zwei Jahre vor uns dort hingekommen waren und dort also Karriere gemacht hatten. Und ich ging sofort zur Blockältesten und bat sie, mir Papier, Farbe und Buntstifte zu geben, denn ich müsse zeichnen. Und sie gab mir auch so etwas. Und dort gab es ein reges gesellschaftliches Leben, es wurden ständig irgendwelche Geburtstage gefeiert, und auch damals stand gerade irgendein Geburtstag bevor, und aus diesem Anlaß mußte ich dort etwas zeichnen. Und das machte ich auch. Und ein paar Tage später oder eine Woche später geschah es dann, daß dieselbe Blockälteste mit einer SS-Frau in die Baracke hereinkam und fragte: "Wer kann hier Deutsch?" Und ich lief dorthin, ich könne Deutsch, und viele andere taten das auch, und da sagte sie: "Du, die du zeichnest", und noch ein paar wurden ausgewählt. Sechs Leute unter den vielen, die sich gemeldet hatten. Und in Begleitung der SS-Frau gingen wir in das Büro, dort wurde uns etwas diktiert, das mußten wir mit Druckbuchsta-

ben aufschreiben, und von den sechs Leuten wurden drei im Büro behalten, darunter auch ich. Und fast bis zum Schluß, also bis November arbeitete ich dort im Büro.

O.: Was mußten Sie machen?

L.: Ich hatte dort eine sehr komplizierte Aufgabe zu erledigen, ich bekam so ein Heft mit Pappdeckel, und dort mußte ich hintereinander die Zahlen von 1 bis 10.000 eintragen. Einmal machte ich dabei auch einen Fehler, und die Aufseherin sah es gerade, und ich bekam eine schreckliche Ohrfeige. Aber das war halt die Art, wie man dort miteinander umging, Ohrfeigen zu verteilen. Wie dem auch sei. Das war deswegen wichtig, weil das die Häftlingsnummer war, und dort wurde dann später reingeschrieben, wer in welcher Baracke sein würde. Zum Beispiel so etwas. Und wenn ein Transport eintraf oder abfuhr, dann wurde immer in den Karteikarten geblättert. Auch in dieses Buch trugen wir ein, wer sich wo befand, und wenn jemand mit einem Transport weggebracht wurde, dann mußten wir dort den Buchstaben T eintragen. Wenn aber etwas anderes mit jemandem passierte, dann mußten wir dort reinschreiben: "SB" - Sonderbehandlung. Mit diesem SB geschah es dann, als im November einer der Oberbefehlshaber des Lagers bei uns war, um die Büroarbeit zu inspizieren, und der beanstandete diese SBs als nicht zulässig, und wir mußten das in T umändern. Sie verstehen? Ja.

O.: Ja. Und Sie haben dort mit zwei anderen Frauen zusammen gearbeitet?

L.: Nein, wir waren mehr. Zunächst mit den anderen beiden, aber dann wurden wir mehr. Wir waren so ungefähr zu fünft, glaube ich. Es kam vor, daß es dort tatsächlich viel zu tun gab, wenn etwa ein Transport eintraf, manchmal auch nachts, nicht wahr, aber es kam auch vor, daß es gar nichts zu tun gab, und dann unterhielten wir uns.

O.: Waren das auch Ungarinnen, die dort waren?

L.: Ja, Ungarinnen. Oder vielleicht gab es dort eine Nichtungarin.

O.: Und Sie sind dann in dieser Baracke oder in diesem Büro auch tagsüber geblieben?

L.: Wir schliefen in einer Baracke. Wir hatten unseren Platz in einer der Baracken, und morgens, morgens war immer Zählappell, nicht wahr, und nach dem Appell gingen wir dann ins Büro, und dann war nachmittags oder gegen Abend wieder Appell, das dauerte furchtbar lange, das war eine große Zeremonie, und so. Und dann im November, da fing man schon an, die Lager ein bißchen zusammenzuziehen, damals näherte sich schon die Front, und da kam ich aus dem Büro heraus, und dann kam so eine Zeitspanne, wo ich keine konkrete Arbeit hatte, aber irgendetwas gab es doch immer zu tun, darauf habe ich sehr geachtet, ich hatte keine Lust, im Freien zu arbeiten, das versuchte ich zu vermeiden, weil mir das nicht gefallen hätte. Und, das ist eine ziemlich häßliche Angelegenheit, aber ich erzähle es trotzdem, aber ich ging auch zählen. So daß ich die Leute in Reihen aufstellte. Die anderen gingen, und ich blieb. Und es kam auch vor, in diesen Baracken gab es eine Heizung, das war so eine Ziegelkonstruktion in der Mitte der Baracke, vielleicht etwas niedriger als dieser Tisch, sehr lang, in der ganzen Länge der Baracke. Das waren rote Ziegel, und deren Fugen, das mußte immer alles in bestem Zustand sein, und ich erinnere mich, einmal bestand unsere Aufgabe darin, diese Fugen weiß zu kalken. Und damit waren wir gerade beschäftigt, wir kalkten also diese Fugen, als plötzlich eine Frau hereingelaufen kam und rief: "Kommt! Kommt! Ein Zivilist ist am Auswählen!" Wir ließen natürlich sofort alles stehen und liegen, denn überhaupt mal einen Zivilisten zu sehen... Dann gingen wir dort hin, und tatsächlich war dort ein Zivilist, und wir stellten uns dort hin, und der suchte sich die Leute aus, und meine Freundin und ich verabredeten, wenn er eine von uns rief, würde auch die andere gehen. Meine Freundin war sehr groß und stabil, das war nicht die Zsuzsi, das war eine andere Freundin, und die wurde gerufen, und da ging auch ich, und da sollte ich zurückgeschickt werden. Aber da sah er sich mich etwas genauer an und fand auch mich akzeptabel, und ich durfte auch. Und so kam ich in einen Transport, und nach ein paar Tagen kamen wir dann in Reichenbach an.

O.: Und diese Freundin, die hatten Sie im Lager kennengelernt oder war das eine Bekannte hier aus Budapest?

L.: Nein, dort im Lager. In Reichenbach habe ich sie kennengelernt, und später wurde daraus eine engere Freundschaft. Die sind schon früher nach Reichenbach gekommen, im September, also drei Monate früher als ich. Also damals kannten wir uns schon. Und dann, Fallersleben oder wo das war, da lernten wir uns näher

kennen. Und diese andere Freundin von mir ist dann irgendwo anders hingekommen. Und dann sind wir auch zusammen befreit worden.

O.: Ich würde noch gerne was zu Auschwitz fragen, und zwar, in der Zeit, in der Sie dort im Büro gearbeitet haben, haben Sie wahrscheinlich auch relativ viel Kontakt zu den SS-Aufseherinnen gehabt?

L.: Ja, mehr oder weniger. Sicherlich mehr, als wenn ich nicht im Büro gearbeitet hätte. Aber so enge Kontakte waren das nicht, ich habe so einige Sachen aus näherer Nähe gesehen.

O.: Welche Dinge zum Beispiel?

L.: Ich weiß nicht, was ich darauf jetzt antworten soll. Es gab dort eine Frau, die hieß Irma Greese, die wurde aufgehängt. Das war eine sehr schöne SS-Offizierin, die saß sehr viel im Büro, natürlich nicht bei uns, sondern bei den Büroleiterinnen unterhielt sie sich dort.

O.: Haben Sie denn einen Eindruck bekommen, was für eine Art von Frau das war?

L.: Ich weiß es nicht. Diese Irma Greese war eine Frau, von der bekannt war, daß sie sehr grausam war. Das ist noch ganz interessant, jetzt mal vollkommen unabhängig davon, ob Büro oder nicht Büro, dort haben die Leute sehr eigenartige Dinge gemacht, ich habe gezeichnet, auch von SS-Leuten bekam ich Aufträge, Familienphotos zu vergrößern, und so etwas hätte ich an einem Tag erledigen können, aber ich brauchte mit Absicht ein paar Tage länger, weil ich dadurch zusätzliches Brot bekam. Aber es gab dort zum Beispiel auch eine Schauspielerin, das war eine häßliche kleine Frau, sie war eine Komikerin, aber sie tanzte meisterhaft und alles. Es kam auch vor, daß sie uns etwas vor-tanzte, wir standen um sie herum, und sie tanzte. Und sie kam plötzlich darauf, daß sie auch wahrsagen und Leuten aus der Hand lesen konnte. Und bei uns übte sie, auch mir hat sie schöne Dinge prophezeit, und sie erkannte an der Miene der Leute, wem sie etwas Gutes und wem sie etwas Schlechtes prophezeien sollte, und auch die Küchenmädchen kamen zu ihr, und das war das Beste, was einem passieren konnte, also die dicken Küchenmädchen kamen und ließen sich von ihr aus der Hand lesen, und auch die SS-Frauen, und auch die SS-Männer ließen sich aus der Hand lesen.

Und sie hockte vor ihnen und prophezeite ihnen die Zukunft.

O.: Was hat sie Ihnen prophezeit?

L.: Weiß nicht. Die SS-Leute waren alle darauf neugierig, wie sie einmal sterben würden, unter was für Umständen. Das interessierte jeden einzelnen von ihnen und jede einzelne.

O.: Das heißt, in Auschwitz waren auch SS-Männer, da gab es nicht nur die Frauen?

L.: Nein, Männer und Frauen auch, ja.

O.: Gab es denn da einen Unterschied, also wie diese SS-Leute Sie behandelten?

L.: Ich weiß nicht, das kann ich Ihnen nicht sagen. An eine schreckliche Sache erinnere ich mich, es gab dort, das war zufällig eine junge Französin, die einmal von so einer Blockältesten oder was weiß ich eine Ohrfeige bekommen hatte. Und das Mädchen wurde daraufhin sehr wütend und sagte: "Daß ich von der SS eine Ohrfeige bekomme, das lasse ich mir noch gefallen, aber von einer Jüdin lasse ich mir so etwas nicht bieten!" Daraufhin rief diese Blockälteste eine SS-Aufseherin, damit sie sie verprügelte. Und die hat sie dann nicht nur verprügelt, sondern ihr solche Tritte verpaßt, daß sie dann ins Revier kam. So war das. Und was sonst noch für schreckliche Dinge passierten, hier habe ich so etwas aufgeschrieben, was noch im Eisenbahnwaggon geschah, und überhaupt, das waren nicht die SS-Leute, sondern die Mitgefangenen haben einen alten Menschen beinahe umgebracht in dem Waggon, wir waren so eingequetscht, daß wir da kaum hineinpaßten. Und da war ein tauber alter Mann, mit unartikulierter Stimme schrie der, und da sagte jemand, er habe ein Messer dabei, und dann stürzte man sich auf ihn und warf ihn zu Boden, er hatte gar kein Messer dabei, aber ich glaube, er wurde umgebracht. Mit anderen Worten, die eigenen Mitreisenden, die Mitdeportierten. Auch so etwas gab es. So war das. Wenn man darüber nachdenkt, gibt es schon schreckliche Dinge.

O.: Und in Auschwitz gab es auch dieses System, daß Häftlinge zu Kapos gemacht wurden und dann über die anderen Häftlinge wachten oder sie beaufsichtigten?

L.: Natürlich. Und auch das werde ich Ihnen noch erzählen, denn

wenn einmal man mit dem Erzählen anfängt... Also es gab dort eine Baracke, denn außer den Wohnbaracken gab es zum Beispiel eine Kleiderkammer, einen Waschraum, eine Toilette, und so gab es dort auch eine Waschküche, also nicht, wo die Menschen gewaschen worden sind, sondern um Wäsche zu waschen. Und dort arbeitete eine Frau, die eine meiner Kolleginnen im Büro noch aus Budapest kannte, die arbeitete dort in der Waschküche. Die beiden waren zusammen dort hingekommen, und dort arbeitete sie jetzt. So daß wir Büroleute dann dort eine gewisse Protektion hatten, denn dort gab es warmes Wasser. Und so erschienen wir dort zwei- oder dreimal in der Woche, um mit warmem Wasser zu duschen. Das war eine tolle Sache. Aber eines Tages gingen wir dort hin, zum üblichen Zeitpunkt, wir waren zu viert, und plötzlich ging die Tür auf, unsere Freundin trat heraus und fing an, uns rechts und links Ohrfeigen zu verpassen. Und dann ging sie hinein und knallte die Tür hinter sich zu. Und am nächsten Tag sagte sie uns ganz verzweifelt, wir sollen nicht böse sein, denn gerade sei die SS bei ihr gewesen, um etwas zu inspizieren, und überhaupt, das sei schrecklich, was solle jetzt aus ihr werden? Wenn ich wieder in Budapest bin und in die Straßenbahn einsteigen will, sagte sie, und jemand ist vor mir, werde ich den jetzt auch ohrfeigen? Aber das sei doch schrecklich! So ging es dort also zu. Und später gingen wir dann wieder dorthin, um zu duschen, aber das kam nur einmal vor.

O.: Und in der Baracke, in der Sie untergebracht waren, waren dort nur Ungarinnen, oder waren das auch andere Nationalitäten?

L.: Das war manchmal so und manchmal so. Im allgemeinen waren die Ungarinnen zusammen. Aber ich erinnere mich, einmal hatte ich eine interessante Nachbarin, eine Bettnachbarin. Das war in der Zeit, als ich schon nicht mehr im Büro arbeitete, als auch schon aus anderen Lagern... Also das war eine Frau, an ihren Namen erinnere ich mich nicht mehr, man konnte an ihrem Gesicht sehen, daß sie keine Europäerin war. Sie war aus Frankreich dorthin gelangt, als Jüdin, aber eigentlich war sie aus Algerien, also eine Araberin, arabischer Abstammung. Und ich erinnere mich, man konnte sich auf Französisch mit ihr unterhalten, und Araberinnen gab es dort nicht sehr viele, und die erzählte mir, als sie eingetroffen war, mußte sie an Mengele vorbeimarschieren, und Mengele schickte die Leute nach rechts oder links, und da hatte sie diese komische Idee, vielleicht wußte sie, daß Mengele Anthropologe oder so etwas war, sie lief also auf Mengele zu und zeigte auf ihr Gesicht und sagte: "Afrika, Afrika!"

Und Mengele sah sie an und ordnete sie den Lebenden zu.

O.: Ja. Wissen Sie denn, was aus ihr geworden ist?

L.: Das weiß ich nicht.

O.: Sie war dann irgendwann verschwunden?

L.: Ja. Also ich kam dann von dort weg, und ich habe keine Ahnung. Ich weiß, wie wir dort nebeneinander lagen, sie konnte Fabeln von La Fontaine auswendig und ich auch, und da sagten wir sie im Chor auf.

O.: Gab es denn so was, also so eine kulturelle Betätigung?

L.: Also wir erzählten uns gegenseitig Romane. Ich erzählte zum Beispiel die "Buddenbrooks", und mir erzählte man "Pu der Bär", und als ich dann später nach Hause kam, besorgte ich mir als erstes "Pu der Bär".

O.: Und Sie sagten, daß Sie ganz am Anfang von der Blockältesten Papier und Bleistift bekommen haben?

L.: Ja. Das war am Anfang

O.: Haben Sie eine Idee, woher diese Frau die Materialien besorgt hat, also wie...?

L.: Das weiß ich nicht. Im Grunde genommen gab es dort alles. Zum Beispiel arbeitete eine Freundin von einer Freundin von mir im Kleiderlager. Und einmal gingen meine Freundin und ich die Lagerstraße entlang, und wir gingen gerade am Kleiderlager vorbei, als dort so ein Wagen erschien, das war kein Auto, also ein Wagen, mit einer Ladung Kleider. Und diese Freundin lud die Kleider ab, die natürlich mit den Transporten kamen, und leise sagte sie uns, wir sollen uns dort hinsetzen. Und wir setzten uns hin, und sie kam und ging mit den Pullovern, und irgendwann warf sie uns dann je einen zu. Und so kam ich zu so einem sehr schönen blauen Pullover und meine Freundin zu einer Strickjacke. Ja. Das tägliche Leben.

Und einmal hielt ich das Fahrrad von Mengele. Das war so gegen Abend. Ich ging mit meiner Freundin die Lagerstraße entlang, und Mengele kam uns entgegen. Er kam aus dem Revier, denn am Ende eines jeden Lagers gab es so ein Revier. Von dort kam er, mit

ein paar Unteroffizieren, es war so gegen Abend, und da bemerkte er, daß aus einem der Schornsteine, denn diese Baracken hatten Schornsteine, Funken herauskamen, also kochte dort jemand. Das war strengstens verboten. Denn die Blockältesten hatten jeweils ein eigenes kleines Zimmer, und dort gab es irgendeinen Ofen oder eine Feuerstelle, und dort kochten zwar alle, aber das war verboten. Alle wußten, daß das gemacht wurde, aber man durfte sich nicht erwischen lassen. Also Mengele bemerkte, wie dort die Funken emporstiegen, und auch ich war gerade dort, und er sagte mir, ich solle sein Fahrrad festhalten, und ich hielt sein Fahrrad fest, und er ging dort hinein, und das Feuer mußte ausgemacht werden. Ich weiß nicht, ob das für diese arme Frau Konsequenzen gehabt hat, aber in diesem Augenblick wurde überall die Nachricht verbreitet, man solle mit dem Kochen aufhören. Dann kam Mengele zurück und nahm sein Fahrrad wieder in Empfang. Und ausgerechnet an jenem Abend waren meine Freundin und ich bei der einen Blockältesten zum Abendessen eingeladen, also eine Einladung zum Abendessen. Das kam daher, daß diese Blockälteste vorher uns um einen Gefallen gebeten hatte. Sie war nämlich 1900 geboren. Und sie bat uns, auf ihrer Karteikarte aus der letzten Ziffer, also aus der 0, eine 9 zu machen. Das machten wir natürlich, und wir sagten es ihr, und aus Dankbarkeit lud sie uns zum Abendessen ein. Ausgerechnet an jenem Tag, und so gingen wir zum Essen zur Blockältesten, und dort war alles so ungekocht, daß das Abendessen kein besonders großer Erfolg war. Es sollte ein Linsengericht geben.

O.: Aber gab es denn die Möglichkeit, zum Beispiel aus einer 0 eine 9 zu machen oder andere Zahlen zu fälschen in diesem Buch?

L.: Nun, das war möglich, aber im allgemeinen haben wir das nicht gemacht. Sie hatte ganz offensichtlich Angst, wenn sie zu alt wird, und sie wollte nicht, daß sich daraus Probleme ergeben, daß sie schon 44 Jahre alt war. Das ist eben doch etwas anderes, wenn jemand 9 Jahre jünger ist.

O.: Aber für Sie war das Risiko ja auch sehr groß, diese Zahl zu fälschen?

L.: Das war kein besonderes Risiko. Denn wer merkte sich das schon? Nun gut, wenn unsere Vorgesetzte das gesehen hätte, wie wir das gerade verbesserten, dann hätte es natürlich Ärger gegeben.

O.: Das heißt, es war nicht die ganze Zeit irgendein SS-Aufseher oder eine Aufseherin dabei, die sie beaufsichtigte?

L.: Nein nein. So amüsierten wir uns also.

O.: Was ich gerne noch fragen würde: Es gibt dieses Buch über das Mädchenorchester von Auschwitz. Haben Sie in der Zeit, in der Sie dort waren, auch so etwas mitbekommen, daß es da...

L.: Von einem Mädchenorchester weiß ich nichts, aber ein Orchester habe ich einmal spielen gehört. Sicher gab es dort auch ein Mädchenorchester, aber damit habe ich nichts zu tun gehabt.

O.: Und mit diesem Orchester, das haben Sie auch nur gehört, also Sie hatten keinen Kontakt?

L.: Einmal spielten sie dort. Ich habe also nicht nur davon gehört, sondern ich habe eine blasse Erinnerung daran, daß wir sie einmal wirklich spielen gehört haben.

O.: Was ich gerne noch wissen würde: Wie war das Verhältnis der Frauen untereinander? Sie haben jetzt ein paarmal Ihre Freundinnen erwähnt - ging das, also eine Freundschaft, über ein-zwei Personen hinaus, gab es einen größeren Kreis von Freundinnen?

L.: Nun, es gab da so einige Freundschaften. Nicht wahr, im Büro waren wir zu fünft, und mit zweien von denen war ich besonders eng befreundet. Eine von denen - denn wir wurden dann getrennt - habe ich später in Budapest wiedergesehen, und wir hatten dann noch Verbindung.

O.: Aber sonst war es eher schwierig, Freundinnen zu finden?

L.: Nein, das war nicht schwierig. Es entwickelten sich dort schon Freundschaften, zum Beispiel erinnere ich mich daran, daß auch ich ab und zu, also zweimal, krank war und ins Revier kam, einmal noch in Auschwitz ein-zwei Wochen und einmal in Reichenbach. Zum Beispiel in Reichenbach meine Nachbarin - als ich krank war, das Revier, das war viel bequemer, weil ich dort eine Pritsche für mich allein hatte und brauchte sie nicht mit jemand anderem zu teilen. Auf der Nachbarpritsche lag ein junges Mädchen aus Dunaszerdahely, und den ganzen Tag amüsierten wir beide uns damit, daß wir Gerichte aufzählten, uns gegenseitig vom Essen erzählten. Das verlief alles ganz programmgemäß. Zuerst

ging es um die Frage, was man alles zum Frühstück essen kann. Tagelang beschäftigten wir uns mit dem Frühstück. Am nächsten Tag ging es um das zweite Frühstück, und dann kam das Mittagessen.

O.: Und in Auschwitz, weshalb sind Sie dort ins Revier gekommen?

L.: Weiß der Himmel. Ich hatte Fieber, schönes hohes Fieber, 42 Grad oder so etwas absurd Hohes. Aber dann stellte sich heraus, daß ich eine Gastroenteritis acuta hatte, also eine Magen-Darm-Entzündung, die dann wieder verschwand.

O.: Gab es denn Medikamente oder was ähnliches in diesem Revier?

L.: Das weiß ich nicht, nein, nur Diät, mein Gott, wenn man das denn als Diät bezeichnen konnte. Also es gab weniger zu essen, zum Beispiel Grieß. Also zum Glück war ich nicht so fürchterlich krank. In Reichenbach war ich so richtig gelb, auch das war ein Verdauungsproblem, ich weiß nicht, woran das lag, denn Fett aß ich dort überhaupt nicht. In Reichenbach kam ich also ins Revier, ganz gelb im Gesicht, und am Abend kam ein junges Mädchen, denn es gab dort Leute, die immer irgendetwas verkauften, es gab solche Verkaufsgenies. Und es kam so ein Mädchen, die verkaufte Knoblauch, und ich kaufte ihr Knoblauch ab, für eine Scheibe oder eine Portion Brot, und das war wunderbar, und ich steckte das Knoblauch unter meinen Strohsack, und von Zeit zu Zeit roch ich daran, und irgendwann wollte ich es essen, aber dann steckte ich es einfach in den Mund und aß es auf. Und zwar noch am selben Tag, es war also eine Zeitlang unter dem Strohsack, und dann aß ich es einfach auf. Und das machte mich so glücklich, daß ich allen Leuten sagte, das sei, als hätte ich etwas richtig Gutes gegessen. Vielleicht bin ich auch davon gesund geworden.

O.: Vielleicht können wir ja an dieser Stelle auch eine Pause machen, denn es ist schon ganz spät, und wir wollen Sie nicht zu lange aufhalten.

L.: Wie Sie sehen, bin ich bereit, Ihnen beliebig lange etwas zu erzählen.

(Organisatorisches, Dankesworte.)

Ende des Gespräches am 7.3.1992

Beginn des Interviews am 9.3.92

Gespräch mit Agnes Lukács am 9.3.1992 in Budapest

Lukács: Also Reichenbach. Mitte Dezember trafen wir dort ein. Obwohl die Entfernung nicht groß war, dauerte die Reise zwei Tage. Als wir dort eintrafen - ich darf noch erwähnen, vor der Abreise aus Auschwitz ging es wieder zum Duschen. Die Kleidung, die wir an hatten, die blieb dort, und man teilte uns wieder etwas zu. Wir sahen fürchterlich aus. Ich hatte Glück, weil ich einen wattierten Wintermantel bekam, und das war wirklich ein großes Glück. Aber ansonsten sah das schlimm aus, mit so einem ganz langen Rock. Und als wir am ersten Tag dort in der Fabrik arbeiteten - dazu muß ich noch sagen, bevor wir aufgeteilt wurden, gab es noch so eine Art Test. Der liebe Gott weiß, was dort geprüft wurde, aber irgend etwas mußten wir machen. Und dem Test gemäß wurden wir eingeteilt. Ich weiß nicht, ob ich einen sehr klugen oder einen sehr dummen Eindruck machte, aber jedenfalls kam ich in eine Werkstatt, wo ich die einzige Gefangene war. Das war ein Meßtisch, wo die fertigen Radioröhren irgendwo reingesteckt werden mußten, und dann mußten wir dort auf einen Knopf drücken, und dann wurde dort etwas angezeigt, und das mußten wir zur Kenntnis nehmen. Ich hatte natürlich überhaupt keine Ahnung, was ich da gerade machte. Mit einer Frau Dietrich zusammen, ich weiß nicht mehr, wie sie mit Vornamen hieß, aber ist ja auch egal, Ulrike, Ulrike Dietrich, so hieß sie, die lernte mich an, und dann machte ich das schon alleine.

Orth: Das war eine deutsche Arbeiterin?

L.: Das war eine Deutsche, ja, eine deutsche Arbeiterin. Die anderen, die meisten, die dort in der anderen Halle mit der Installation, mit dem Zusammensetzen der Röhren beschäftigt waren, die arbeiteten also dort drüben. Und als ich am ersten Tag dort in dem Raum erschien, wo nur Deutsche waren, erinnere ich mich daran, daß die eine Frau ihre Vorarbeiterin fragte: "Wer ist das Schmuckstück?" Nun war ich also dort das Schmuckstück. Aber man hat sich dann zusammengenommen. Das ist vielleicht noch interessant, das festzustellen, daß wir hier und dort auch mit Männern zu tun hatten. Aber irgendwie haben diese Frauen diese Situationen besser ausgehalten. Zum Beispiel gelang es uns immer irgendwie, Nadel und Faden aufzutreiben, um unsere Kleidung in Ordnung zu halten. Wir waren zwar nicht besonders hübsch, aber es war nicht ganz so absurd...

O.: Das waren männliche Häftlinge mit denen Sie da zu tun hatten?

L.: Eigentlich nicht, aber es kam ab und zu vor, daß wir welche aus der Ferne sahen, oder daß uns eine Gruppe entgegenkam, und die sahen immer viel schlimmer aus als wir. Wir sahen zwar auch ganz schön schlimm aus, so ist es nicht, aber die sahen noch viel schlimmer aus. Nun gut. Also dort waren wir in Reichenbach. Das Lager befand sich außerhalb der Stadt, das waren Ziegelgebäude, mehrere Gebäude. Ich weiß nicht, wieviel wir dort waren. Wir arbeiteten in drei Fabriken. Da war die Telefunken-Fabrik, dann eine Lehmann-Fabrik, ich weiß nicht, was dort hergestellt wurde, und dann gab es noch eine, an deren Namen ich mich nicht mehr erinnere.

O.: Und als Sie dort ankamen, waren aber schon andere Frauen im Lager?

L.: Ja, natürlich, die gab es schon. Und das sagte ich schon, als wir dort ankamen: diejenigen, die schon früher aus Auschwitz rausgekommen waren, fragten, was mit den Kindern und mit den anderen los sei.

Also wir arbeiteten dort, es ging immer morgens früh los zur Arbeit, ich erinnere mich noch, als wir dort durchmarschiert sind, zunächst auf der Landstraße und dann durch die Stadt durch, es gab dort eine Ecke, dort war eine Bäckerei, und dort roch es immer so schön nach Brot. Und dann arbeiteten wir. Damals hatten wir schon ziemlich wenig zu essen. Abends wurde warmes Essen ausgeteilt. Wo wir schliefen, hatten wir sehr wenig Platz zum Schlafen, das waren Pritschen in mehreren Etagen übereinander, mit einer Schlafstelle für zwei Personen. Ich hatte eine Freundin, mit der zusammen ich dorthin gekommen war, und darunter hat unsere Freundschaft ein bißchen gelitten, denn sie wollte mich immer aus dem Bett hinauswerfen. Also das war scheußlich, aber lassen wir das. Dazu nur soviel, daß ich, während ich dort war, auch eine Zeitlang krank gewesen bin und ins Revier kam, wo ich ein bis zwei Wochen verbrachte. Und eines Tages wurde mir ganz einfach mitgeteilt, am nächsten Tag würde es losgehen. Und dann ging es also los, im Februar. Ich werde Ihnen auch gleich sagen, am wievielten, denn das steht hier. Also am 18. Februar ging es los. Wir marschierten durch ein Dorf namens Langenbielau, wir sahen wunderbare Dinge, wir sahen in Zivil gekleidete Menschen, und wir sahen Hühner. Also das war

ganz phantastisch. Dann kamen wir in ein kleines Städtchen namens Neurode. Dort schliefen wir irgendwo. Und dann kam eigentlich das Gebirge, das Riesengebirge. Wir zogen durch sehr schöne Landschaften, wir kamen nach Niederabersbach, das ist ein wunderhübscher Ort. Das Interessante ist, daß ich vor ein paar Jahren wieder dort gewesen bin, dort ist es wirklich wunderschön. Das sind Berge wie in der Sächsischen Schweiz, also sehr hohe Felsen, die oben flach sind. Das sind also solche Felsenwälder, also ein Felsen, wie mit einem Hut, und bei den anderen Felsen ist es genauso. Das alles sahen wir natürlich nur von unten. Das war ganz interessant, als wir dort in Niederabersbach ankamen, dort standen wir auf der Landstraße, die SS-Leute gingen los, um ein Quartier zu besorgen, aber einige blieben natürlich, um uns zu bewachen. Das war so ein Fremdenverkehrs- und Urlaubsort. Und wir standen neben einer Villa, und da kamen Leute raus, und zwar französische Kriegsgefangene, Offiziere, und die sahen diese vielen armen Frauen, und die waren sehr nett. Bei ihnen wurde gerade das Abendessen verteilt, und sie brachten es zu uns heraus. Aber sie waren nur wenige, etwa zehn Leute, und wir waren zusammen hundert oder tausend. Aber jedenfalls war das sehr nett von ihnen. Und ich erinnere mich daran, da war eine Französin bei uns, es gab dort mehrere Französinen, dort gab es von jedem etwas, und die eine Französin und der eine französische Offizier, die waren beide aus Paris und verabredeten sich: ein Jahr später wollten sie sich da und da treffen. Also so war das. Und am nächsten Tag kamen wir in Braunau an, das hat jetzt einen anderen Namen bekommen. Auch dort schliefen wir. Dann kam Trautenau, das heißt jetzt Trutnov, das ist alles im Sudetenland. Auch in Trautenau verbrachten wir ein paar Tage. Wir waren mit Holländerinnen zusammen und mit allen möglichen anderen. Und dann kam da so ein Zug, und da stiegen wir ein, das war ein Güterzug mit offenen Waggons, aber vorher war darin Kohle transportiert worden, und als wir dort einstiegen, wurden wir alle so richtig schön schwarz, wir sahen also sehr gut aus. Aber zum Glück fing es an zu schneien, und der Schnee, der wusch das ein bißchen wieder ab. Und so fuhren wir dann vier Tage lang, und ich habe sehr interessante Erinnerungen an diese Fahrt im offenen Wagen. Es gab dort Jüdinnen aus Nordostungarn, die Jiddisch sprechen, aus dem Dorf Pécsö, im selben Waggon, wo auch ich war, und auch in dem Waggon dahinter, und während der Fahrt rief das eine Mädchen zum anderen Waggon herüber: "Rebecca, heute ist Purim!" Im Februar. Das ist ein jüdischer Feiertag. Dieses Jahr ist er im März. Entweder kommt er demnächst, oder er war schon. Aber das ist bei den Juden so etwas Faschingsähnli-

ches. Und während dieser schrecklichen Fahrt rief sie das also herüber, und sie freuten sich über den Feiertag.

O.: Waren denn in Reichenbach vor allem Ungarinnen inhaftiert, oder welche Nationalitäten waren dort im Lager?

L.: Vor allem Ungarinnen, soweit ich mich erinnere, aber es gab auch ein paar andere. Ich habe es schon gesagt, Französinen zum Beispiel.

Wir fuhren also mit diesem Zug. In diesen Zug stiegen wir am 26. Februar ein. Das war eine sehr lange Reise. Wir erreichten die Elbe. Dann fuhren wir durch das Elbtal. Irgendwann bogen wir dann ab, und wir fuhren durch solche Städte wie zum Beispiel Braunschweig und Hannover. Dessau. Ich erinnere mich an die Schilder auf den Bahnsteigen. Das sind sehr schöne Städtenamen. Und dann kamen wir in Porta Westfalica an. Ich erinnere mich noch daran, daß der Zug einmal sehr lange irgendwo stand. Dort gab es ein Kohlfeld. Dort stiegen einige von uns aus, vielleicht stieg auch ich aus, denn dort gab es Wirsingkohl, und der war gefroren. Und wir pflückten diese Kohlköpfe, und der Kohl schmeckte so süß. Und bald darauf stiegen wir in Porta Westfalica aus, und ich erinnere mich daran, wir gingen in Richtung Lager, und unterwegs aßen wir von diesem Wirsingkohl, auf den der Schnee gefallen war. Für uns war das, als würden wir Eis mit Sahne essen.

O.: Hat man denn auf diesem Transport, wurde der gelegentlich angehalten, daß man einmal aussteigen konnte, oder ging das die ganze Zeit in einem fort?

L.: Ein einziges Mal, da wurde ein Essen verteilt. Der Zug blieb irgendwo stehen, und dann wurden Konservendosen verteilt, und dann ging es weiter, aber auch dort verließen wir den Zug nicht.

O.: Also man hatte auch keine Möglichkeit, rauszugehen, um seine Notdurft zu verrichten, sondern das war alles...

L.: Ja, so war das. Also diese Konservendosen, also damals stellte ich fest, daß die große Lehre, die wir aus alledem zogen, war, daß man auch eine Konservendose als WC benutzen kann. Es kam schon vor, daß der Zug eine Weile stehenblieb, und daß einige Leute dann herunterkletterten. Es gab einige, die das nicht aushielten, und davon auch krank wurden.

┌ Also wir kamen in Porta Westfalica an. Und dort befand sich das

Lager oben auf einem Berg. Wenn ich mich richtig erinnere, waren auch das Ziegelbauten. Das war sehr schön gelegen. Dort unten fließt die Weser zwischen den Bergen hindurch, auf die Ebene zu. Dort unten, irgendwo in der Nähe der Weser, dort gibt es einen Felsen, und in diesen Felsen war eine Fabrik hineingesprengt worden. Das war sehr interessant, und zwar mit mehreren Stockwerken, zwischen den Felsen, und dort in drei oder vier Stockwerken, wieviel, das weiß ich nicht genau... Auch das war eine Telefunken-Fabrik. Aber oft hatten wir dort auch gar nichts zu tun, es waren beispielsweise keine Rohstoffe vorhanden. Das Interessante ist, dort waren Holländerinnen mit uns zusammen. Die hatten, bevor sie ins Lager gekommen waren, auch schon in Holland unter deutscher Aufsicht gearbeitet. Sie hatten dort in der Philips-Fabrik gearbeitet, und sie erkannten die Produktionsanlagen der Philips-Fabrik. Dort verbrachten wir also unsere Zeit, wir lötetten und so etwas, und wenn wir keine Arbeit hatten, dann bastelten wir Puppenmöbel aus Drähten.

O.: Und was sollte dort produziert werden in dieser Fabrik?

L.: Radioröhren hätten wir dort herstellen sollen. Aber dort war alles schon so ziemlich zu Ende. Von Zeit zu Zeit kam es vor, daß irgendein Aufseher die Fabrik besuchte, und dann liefen die Vorarbeiter verzweifelt umher und versuchten, den Anschein zu erwecken, daß alle fleißig arbeiteten. Der Tag begann also damit, daß wir morgens früh noch im Dunkeln dort hingingen. Und am Abend ging es wieder zurück ins Lager. Und zwar auf so einer schmalen Straße. Und ich erinnere mich, wenn man sich zurückwandte, dann konnte man die Weser sehen, man konnte dort im Westen sehen, wie sich der Fluß dort schlängelte, das war sehr schön anzusehen. Und so verbrachten wir dort also unsere Zeit. So verging die Zeit. Es gab immer weniger zu essen. Eines Tages hieß es dann: Husch husch, einpacken, es geht weiter! Wir gingen runter, setzten wir uns in den Zug, das war - also wir waren am 3. März in Porta eingetroffen, und am 1. April ging es wieder los. Am 1. April. Und am 3. April kamen wir in Fallersleben an. Dort verbrachten wir nur ein paar Tage, in einer ausgebombten Fabrik, bzw. in den unteren Teilen, die noch intakt geblieben waren. Aber dort machten wir überhaupt nichts. Aber in den Waschräumen gab es warmes Wasser, das war dort die Sensation. Ansonsten gab es dort, als wir eintrafen, eine schreckliche Szene. Wir mußten einen Gang entlanggehen, das war abends im Dunkeln. Und plötzlich konnten wir nicht mehr weitergehen, weil diejenigen, die vorne waren, zurückkamen, verzweifelt schreiend,

in absoluter Panik, weil sie in eine Art Waschraum gekommen waren, der genauso aussah wie die Gaskammern von Auschwitz, die wir schon kennengelernt hatten, zum Glück nicht so, aber man hatte in Auschwitz schon angefangen, diese Krematorien abzubauen, und damals hatten wir davon etwas gesehen, und da hatten wir gesehen, wie diese Gaskammern aussahen. Und sie kamen also zurück, und die SS-Frauen versuchten, uns zu beruhigen, indem sie uns sagten, dies sei kein Vernichtungslager, und wir seien hier nicht in Birkenau. Und irgendwie beruhigten sich die Leute, daß dies tatsächlich ein Dushraum war.

Wie gesagt, dort blieben wir drei oder vier Tage. Am siebten Tag ging es weiter. Und am folgenden Tag kamen wir also in Salzwedel an. Dort war alles schon in einem sehr heruntergekommenen Zustand, dieses Lager. Es gab kein Wasser. Es gab keinen Strom. In einem fürchterlichen Zustand war das alles. Das war also am achten Tag, als wir eintrafen. Und am 14. April, also sechs Tage später, wurde das Lager befreit, bzw. da kamen die Amerikaner dort an. Und ich erlebte dieses Ereignis so, daß wir am Morgen dort saßen, Zsuzsi und Erzsi, meine beiden Freundinnen, und ich, wir saßen dort hinter einer Baracke, und ich war gerade damit beschäftigt, meine schwarzen Strümpfe mit einem lila Flicker zu reparieren, welchen ich aus meinem Rock herausgetrennt hatte, ich flickte also meine Strümpfe, und da sahen wir, wie dort auf der anderen Seite des Drahtzaunes Panzer, Militärfahrzeuge kamen, die aber nicht so aussahen wie die der Deutschen. Und das sahen wir, aber wir wußten noch nicht, was das bedeutete, als plötzlich ein Mädchen an uns vorbeirannte, mit einer riesengroßen Speckseite unter dem Arm. Und wir fragten sie, was los sei, und es stellte sich heraus, daß man das Lager bereits geplündert hatte. Denn die SS-Leute waren bereits abgehauen. Und da liefen auch wir dorthin. Aber es gab schon nichts mehr dort. Nur Kaffee - oder was man dort so nannte. Und mit so einem SS-Helm schöpfte ich Kaffee, und der Helm hatte solche Luftlöcher, und da floß der Kaffee hinaus, und so trank ich dort Kaffee. Und Pfeffer und Salz und Paprika, so etwas gab es noch, im Gewürzlager, aber da konnte man gar nicht reingehen, weil dort die Luft so pfefferhaltig war, und daß war für die Augen so beißend. Und kurz darauf war schon niemand mehr im Lager, alle waren in die Stadt gegangen, weil man in die Stadt gehen konnte. Und Erzsi, das war so ein sanftes kleines Mädchen, sie meinte, wir sollten nicht gehen, und darüber diskutierten wir eine Zeitlang, aber dann gingen wir also doch in die Stadt. Und als allererstes gingen wir in die Milchzentrale. Aber auch dort gab es schon nichts mehr. Aber oben auf der Etage war eine große Wanne mit Rahm,

Sauerrahm, und den haben wir dann so mit der Hand hinausgeschöpft. Und dann gingen wir weiter und gingen in ein Gasthaus hinein. Und dort gab es Äpfel im Keller, das war großartig, und dann gingen wir in eine Privatwohnung hinein. Und dort lagen belegte Brote auf dem Tisch, und auch die stopften wir uns rein, also wir aßen kreuz und quer, alles durcheinander. Dann gingen wir in ein Schuhgeschäft. Und dort oben auf der Leiter, da stand ein französischer Kriegsgefangener, und der warf die Schuhkartons runter. So fing es an. Wir hatten also schon sehr viel zusammengesammelt, auch eine Leinwand. Und die trugen wir, ich ging auf der einen Seite, Zsuzsi auf der anderen Seite, und da waren Konservendosen drin und etwas Saures und auch diese Stiefel, von denen ich schon gar nicht mehr weiß, wo wir die herhatten, und die Schuhe. Und so gingen wir die Straße entlang. Und Erzsi sagte, sie macht das jetzt nicht mehr länger mit. Sie setzt sich jetzt hier irgendwo hin und wird auf uns warten. So machten wir es dann auch, Zsuzsi und ich gingen weiter, die Sachen ließen wir bei ihr, damit sie darauf aufpaßte, und als wir zurückkamen, stellte sich heraus, daß sie schon überhaupt nichts mehr hatte. Eine Frau war aus einer Wohnung herausgekommen mit einer Art Polizisten, die hatte gesagt, das gehöre ihr, und das sollten wir zurückgeben. So verging also unser erster Tag, und dann gingen wir zurück. So fing es also an.

O.: Wie haben denn die Deutschen darauf reagiert, die Leute in Salzwedel? Als die Leute aus dem Lager kamen?

L.: Das weiß ich nicht. Das heißt, ich weiß es und weiß es doch wieder nicht. Ich habe Ihnen erzählt, daß wir dann ein paar Tage später nach einer Wohnung suchten. Und die Leute waren sehr nett und anständig. Und dauernd schimpften sie auf Hitler und auf den Krieg. Das meinten sie sicherlich ernst, denn vielleicht hatte ihnen das ursprünglich gefallen, aber zu dem Zeitpunkt ganz sicher nicht mehr. So war das also.

Interessant ist, als wir dann schon auf dem Weg nach Hause waren, damals hatten wir alle möglichen interessanten Erlebnisse. Zum Beispiel kamen wir in einer Stadt an, in Quedlinburg - eine wunderschöne Stadt übrigens. Wir kamen also am Nachmittag in Quedlinburg an. Der Zug fuhr nicht weiter, wir mußten also dort ein Quartier finden. Man sagte uns, dort gäbe es ein Lager, und dort würden wir bestimmt eine Unterkunft bekommen. Auf der Straße sprachen wir einen Jungen an, der so etwa 15 Jahre alt war, und fragten ihn, wo sich dieses Lager befinde. Er sagte: "Da lang." Und ich sagte den anderen auf Ungarisch, das sei doch

interessant, er sagte, es gehe da lang, und alle anderen hatten gesagt, das sei dort drüben. Und daraufhin der Junge: "Ja, Sie sind keine Polinnen? Na dann, dann sage ich Ihnen das. Ich dachte, Sie seien Polinnen. Ungarinnen, das ist etwas anderes. Die Ungarn sind unsere Freunde. Ihnen verrate ich, daß es dort langgeht." So etwas gab es also auch. Also wir hatten alle möglichen interessanten Erlebnisse.

Also diese Heimkehr, das war noch ein Roman für sich. Dies ist mein Heft über die Heimkehr, ich hab das jeden Tag aufgeschrieben, aber ich erinnere mich jetzt nicht mehr an alles.

Also: Das habe ich Ihnen ja schon erzählt, daß die Tochter von Frau Körtge uns zum Zug begleitete, am 18. Juni. Aber es fuhr kein Zug mehr, und da blieben wir dort auf dem Bahnhof. Und am nächsten Morgen ging es dann los. Wir kamen dann auch in Oebisfelde an. Dort geschah nichts Besonderes. Am Anfang waren wir übrigens so naiv gewesen, daß wir für die Züge immer Fahrkarten gekauft hatten. Irgendwoher hatten wir auch Geld, ich weiß nicht mehr, woher. Und auch Lebensmittelkarten lösten wir. Und später begriffen wir dann, daß wir überhaupt keine Fahrkarten zu kaufen brauchten, andere Leute kauften auch keine Fahrkarten, weil das ganze Land auch so reiste. Alle kamen irgendwoher und reisten irgendwohin, zum Beispiel nach Hause, es war ein heilloses Durcheinander. Und in Oebisfelde trafen wir auch junge ungarische Männer, die als sogenannte Jungmänner zum ungarischen Militär gehört hatten, das waren keine regulären Soldaten, und dort waren sie in amerikanischer Kriegsgefangenschaft. Es folgten Helmstedt und Schöningen, und dann Jerksheim. Dort wuschen wir unsere Unterwäsche, das steht hier. Nun ja, das ist nicht so wichtig.

Und dann kam Quedlinburg, das habe ich schon erwähnt, dort war dieser junge Deutsche, den wir nach dem Weg fragten. Unser Aufenthalt in Quedlinburg entwickelte sich dann sehr gut. Dort half man uns auch mit unserem Gepäck. Am Anfang hatten wir sehr viel Gepäck. Noch dort in Salzwedel hatten wir einiges zugeteilt bekommen, Kleiderstoff und dies und jenes, und das hatten wir alles mitgenommen, wir hatten so einen großen Kleiderkorb, den einen Henkel trug ich, den anderen die Zsuzsi, und so zogen wir mit diesem Korb umher. Aber irgendwann wurde es uns zu langweilig, immer diesen Korb mit uns herumzuschleppen, und irgendwo, ich glaube in Bamberg, da ließen wir ihn dann stehen und nahmen nur das Allerwichtigste mit. In Quedlinburg war noch interessant, daß wir unseren Schuhen bei einem Schuster neue Absätze verpassen ließen.

Und dann kamen wir nach Frose und dann nach Leipzig, wo wir auf

dem Bahnhof übernachteten, in einem Übergangsquartier, dann ging es nach Zwickau, Gutenfürst, dann nach Bamberg.

Pardon, was war da noch? Ja, hier habe ich ausführlich beschrieben, wie wir in Bamberg Quartier in einer amerikanischen Kaserne gefunden hatten mit sehr gutem Essen. Sehr gut haben wir dort gegessen. Und dann ging es irgendwie mit dem Auto, mit dem Lastwagen weiter, nach Nürnberg, dann nach Neumarkt. Alles war in Ruinen, sowohl in Nürnberg als auch in Neumarkt. Dann kam Regensburg und dann schon Österreich, Plattling, Passau. Und dann Grieskirchen. Moment mal. Wo war noch diese interessante Sache? Das finde ich jetzt nicht. Es gab einen Fall, ich glaube, es war in Neumarkt, wir waren auch in zwei Orten namens Neumarkt, und in einem dieser Orte, ich glaube, im österreichischen Neumarkt, ja, hier hab ich's, in Neumarkt in Österreich:

Am Nachmittag kamen wir dort an, der Zug fuhr nicht weiter, was konnten wir machen, viele viele Leute stiegen aus und brauchten alle eine Übernachtungsmöglichkeit. Auf dem Bahnhof war kein Platz. Da ging ich zu einem amerikanischen Militärpolizisten hin, und sagte ihm, daß wir aus dem Lager kamen und nach Hause wollten. Er sagte, er würde uns helfen, wir sollten zuerst einmal ins Gasthaus gehen und dort zu Abend essen. Wir gingen dort hinein und aßen also im Gasthaus zu Abend, dort aßen wir gebratene Leber, das schmeckte sehr gut, und wir erzählten gerade einigen Deutschen unsere Erlebnisse, und wir waren der Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft. Auf einmal kam dann dieser Militärpolizist, einige Leute schauten ihn ganz erstaunt an und wunderten sich, und einerseits bezahlte er für uns das Abendessen, und dann ging er mit uns los, und es stellte sich heraus, daß es auch ihm nicht gelungen war, für uns ein Quartier zu finden, und da sagte er, es gäbe keine andere Möglichkeit, wir müßten dort übernachten, wo sie auch waren. Das war so eine Art Gasthof, der dort benutzt wurde, und dort im Erdgeschoß schliefen ungefähr zehn Soldaten, und dort gingen auch wir hin, um dort zu schlafen. Man nahm die Matratzen aus den Betten und machte eine Schlafstelle auf der Erde mit Schlafsäcken, die man uns zur Verfügung stellte. Dieser Offizier oder Unteroffizier, der schickte die ganzen Soldaten aus dem Raum heraus und schickte uns Wasser zum Waschen, und wir wuschen uns, und dann durften die Soldaten zurückkommen, die waren alle sehr nett, und dort schliefen wir also. So geschah es also, und am nächsten Tag fuhren wir mit denen zusammen in einem Militärlastwagen weiter, und wir bekamen natürlich auch etwas Gutes zu essen, ein gutes Abendessen und auch ein gutes Frühstück, und so fuhren wir dann in Richtung Heimat.

Dann ist noch erwähnenswert, in Perg, das ist irgendwo in der Nähe der Donau. Und auch von dort wollten wir irgendwie weiter. Wir fahren auch mit dem Zug, aber der Zug fuhr nur soundso weit, und dann war Schluß, und dann mußten wir mit der Fähre die Donau überqueren, nach Krumnußbaum, so hieß dieser kleine Ort. Und dort warteten wir auf den Zug. Es war Nacht. Und wir warteten auf den Zug, den Zug nach Wien, das war schon in der Nähe von Wien, und da warteten ein paar tausend Leute. Das war schon sowjetisches Besatzungsgebiet. Wir hatten immer sehr gute Erfahrungen mit Soldaten gemacht, und auch jetzt fragten wir einen Soldaten, und der sagte, er würde uns helfen. Tatsächlich kam bald ein Zug, dort waren einige, die schon seit ein paar Tagen dort warteten, und wir wurden sofort von diesem Soldaten in den Postwagen gesetzt. Aber dieser Postbeamte, der dort seinen Dienst tat, der war sehr böse, und an der nächsten Station warf er uns wieder raus. Aber am anderen Ende des selbigen Postwagens stiegen wir wieder ein, und so kamen wir doch nach Wien. In Wien, ich weiß nicht, welcher Bahnhof das war, wo wir ankamen, wir mußten durch die Stadt durch, ich weiß jetzt nicht, ob Westbahnhof oder Ostbahnhof, ich glaube, wir kamen am Südbahnhof an und wollten vom Ostbahnhof aus weiter oder, ist ja egal, jedenfalls wußten wir, daß am Nachmittag ein Zug in Richtung Ungarn abfahren würde. Wir kamen in Wien morgens an, wo wir dann Lebensmittelmarken entgegennahmen, die wir dann fälschten, denn wir sollten 750 Gramm bekommen und machten daraus 1750. So daß wir dann in einem Bäckerladen eine Riesenmenge Hörnchen bekamen, und die aßen wir dann. Bis wir nach Budapest kamen, lebten wir davon. Und am Nachmittag, als wir dann zum Bahnhof gingen, war der Zug schon da. Und da dachten wir, daß wir jetzt einsteigen werden, der Zug war voll, und wir gingen den Zug entlang. Und endlich fanden wir ganz vorne einen Wagen, der nicht so voll war, und dort reisten die russischen Soldaten. Und wie gesagt hatten wir mit den Soldaten immer die allerbesten Erfahrungen gemacht. Wir stiegen ein und sagten fröhlich, jetzt würden wir nach Hause fahren. Aber wir mußten sofort aussteigen, und ein bewaffneter Soldat begleitete uns zur Stationsoberaufsicht. Dort wurde Russisch gesprochen, ich weiß nicht, was dort gesagt wurde, und so saßen wir dort irgendwie auf den Stühlen, und dort war so ein Oberst oder was auch immer, und der telefonierte, und es gab dort eine Dolmetscherin, auch die gehörte zur Armee. Und während der Oberst telefonierte, fragte uns diese Frau, warum wir denn nur auf die Juden geschimpft hätten. Und es stellte sich heraus, daß dieser Soldat, der uns dort hingebracht hatte, behauptet hatte, wir hätten auf die Juden geschimpft. Und wir

sagten, davon könne gar nicht die Rede sein, im Gegenteil, wir seien doch selbst Jüdinnen und aus dem Lager und so weiter. Und dann mußten wir noch ein bißchen warten, während der Herr Oberst sein Telefonat beendete. Und diese Frau erklärte ihm dann etwas auf Russisch, woraufhin uns der Oberst anbrüllte, wir sollten verschwinden, er warf uns also hinaus, und wir stiegen in einen anderen Wagen ein, der zwar schon voll war, aber...

(Cassette III, Seite 2:)

L.: Hier in Ungarn dauerte es dann noch drei Tage, bis wir in Budapest ankamen. Aber dann...

/.../

L.: Wir haben auch im Gefängnis geschlafen. Das war ein sehr angenehmes kleines Zimmerchen. Aber man machte von draußen die Tür zu, und innen gab es keine Klinke. Es gab dort eine Klingel, und Zsuzsi hat das sehr geärgert, daß die Tür zu war und wir nicht hinaus konnten, und da klingelte sie. Und da kam die Gefängniswärterin, und wir sagten ihr, sie solle die Tür lieber offen lassen. Und sie fragte, ob uns das denn nicht stören würde, daß hier lauter Verbrecher seien. Da sagten wir, nein, das störe uns nicht.

O.: Wie haben Sie eigentlich die beiden Freundinnen kennengelernt? Die kannten Sie ja nicht aus Budapest?

L.: In Reichenbach. Dort in der Radiofabrik arbeiteten wir. Und dort wurde ja immer in Fünferreihen marschiert, und es ergab sich so, daß ich mit jener Freundin, die ich noch aus Auschwitz kannte, mit den beiden und noch jemandem ging. Wir blieben immer als Fünferreihe zusammen. Und als wir dann in Fallersleben ankamen, geschah es: Da stiegen wir aus dem Zug aus, und ich erinnere mich daran, daß dort auf der Wiese Vergißmeinnicht blühten. Dort mußten wir uns aufstellen, und wir wurden in die Reihe gestellt, und da wurden etliche Leute abgezählt, und die mußten getrennt zurück in den Zug. Und gerade bei uns, bei Zsuzsi, Erzsi und mir, da war die Grenze, und wir blieben dort in Fallersleben. Das heißt, ein Teil der Gruppe mußte weiterreisen, und dort wurde ich von dieser Freundin getrennt, also von meiner früheren Freundin, und ich blieb mit den beiden zusammen.

O.: Und Sie wissen auch nicht, was aus dieser anderen Freundin

geworden ist.

L.: Doch. Sie war nicht aus Budapest. Was sie jetzt macht, weiß ich nicht. Sie war aus Kaschau, und einmal hat sie mich in Budapest aufgesucht, noch vor sehr langer Zeit, ich weiß nicht, noch in den fünfziger oder sechziger Jahren - jedenfalls noch vor 1962, da bin ich ganz sicher, denn wir wohnten damals noch in der anderen Wohnung. Sie sagte mir - sie wohnte damals schon in Kaschau - daß sie, ich weiß nicht mehr genau, wo, aber daß sie in Schweden gewesen war, als der Krieg zu Ende ging. Es gab da so ein paar Deportierte, Gruppen von Deportierten, die nach Schweden gelangt waren und dort ein halbes Jahr oder ein Jahr verbracht hatten, oder was weiß ich, wieviel Zeit, und die dann anschließend nach Hause gekommen waren. Aber ich weiß nicht, was sie jetzt macht, was aus ihr geworden ist.

Nun, das war natürlich schrecklich und entsetzlich und alles, aber im täglichen Leben geschahen immer sehr viele kleine Dinge, die auch Freude bereiteten und irgendwie interessant waren. So ist das.

O.: Ich würde gern noch nach einer Sache fragen: Sie waren ja die ganze Zeit mit Frauen zusammen gewesen. Ist es denn irgendwann mal vorgekommen, daß eine schwangere Frau dabei war, oder daß Kinder geboren wurden?

L.: Ja. In Auschwitz, in Birkenau kam so etwas vor. Einmal schauten sich die SS-Frauen die Leute an, und dann wurden die schwangeren Frauen weggebracht. Als sie eingetroffen waren, war das noch nicht zu sehen gewesen, aber später dann doch. Und dann schrieben wir in dieses Buch hinein: "SB - Sonderbehandlung". So etwas gab es also. Es kam aber auch vor, ich weiß nicht, wie, das war sehr selten, daß in Auschwitz ein Kind geboren wurde. Das weiß ich nur vom Hörensagen, so etwas habe ich selbst nicht miterlebt. Auch daran erinnere ich mich, daß einmal in Auschwitz ein kleiner Junge dort im Lager war, ein polnischer, jüdischer Junge. Ich weiß nicht, er war vielleicht sechs Jahre alt. Wie er dort hingekommen war, das weiß ich nicht. Aber er war dort. Und er konnte sehr häßlich auf Polnisch fluchen. So daß man mit ihm immer scherzte. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht, aber eine Zeitlang war er dort. Wo er hergekommen war, das weiß ich nicht.

O.: Aber in den anderen Lagern waren keine Kinder oder schwangere Frauen?

L.: Nein. Dort habe ich keine Kinder getroffen.

O.: Und Sie erwähnten vorhin, daß, ich glaube, in Reichenbach war es, daß Sie da auch gelegentlich Männer gesehen haben, die dort inhaftiert waren. Gab es dann in den anderen Lagern, zum Beispiel in Porta, auch Kontakt zu den dortigen Männerlagern?

L.: Das kam vor. Auch in Birkenau. Es gab dort solche Kommandos. Zum Beispiel das "Scheißkommando", dessen Aufgabe darin bestand, das WC, welches diese Bezeichnung gar nicht verdient, eine Latrine eigentlich, für eine Menge, also lange, große Baracke wie die anderen, und in ganzer Länge mit Beton, das war eine Sehenswürdigkeit. Ich weiß nicht, wieviel Löcher darin waren, aber das waren Dreierreihen, so daß auf einmal 300 Leute dort ihre Angelegenheiten erledigen konnten. Also dieses Scheißkommando, das mußte alle zwei Wochen, oder was weiß ich, wie oft, dort erscheinen. Das waren also Männer.

Auch Liebesaffären gab es dort. Das war natürlich selten.

O.: Ist es denn auch vorgekommen, daß es sexuelle Übergriffe gab von SS-Leuten auf die Häftlingsfrauen?

L.: Nun, mir ist so etwas nicht begegnet. Aber es kann sein. Zum Beispiel war da eine Frau, die sich mit so etwas befaßte. Sie hatte dort auch irgendeine Funktion inne. Sie arbeitete nicht im Kleiderlager. Ich weiß nicht, wo genau sie arbeitete, in einer der Baracken. Und auch ihre Tochter war dort. Sie war also schon etwas älter, so um die 40, und hatte eine Tochter im Teenager-Alter. Und es ist interessant, daß ich die Tochter später in einem anderen Lager wiedertreffen habe, und es stellte sich heraus, das war gar nicht ihre Tochter gewesen. Aber jedenfalls war das dort so ein Treffpunkt. Also irgend etwas spielte sich dort ab. Irgendwas spielte sich dort ab.

O.: Zwischen Männern und Frauen oder zwischen den Frauen?

L.: Zwischen Männern und Frauen. Zwischen SS-Männern und den Häftlingsfrauen. Ja, so etwas gab es. Das war nicht charakteristisch, aber so etwas gab es.

O.: Und gab es denn auch so etwas, daß zwischen Frauen homosexuelle Beziehungen vorgekommen sind?

L.: Das weiß ich nicht. Davon hab ich nicht gehört. Ich habe keine Ahnung. Vielleicht gab es dort so etwas, aber ansonsten hatten dort weder ich noch die anderen eine Menstruation. Man sagte, im Essen sei irgend etwas drin, aber das glaube ich nicht. Denn ich weiß, daß auch diejenigen, die hier in Ungarn waren unter schrecklichen Bedingungen, auch keine hatten. Das ist eine Reaktion des Organismus auf unmögliche Rahmenbedingungen.

O.: War denn so was überhaupt ein Thema, also daß man sich über Sexualität oder Männer nachgedacht hat oder Sexualität vermißt hat oder ist einem das gar nicht in den Kopf gekommen?

L.: Zumindest in meinem Freundeskreis war das kein Thema.

O.: Aber es ist möglich gewesen, daß man sich unter den Freundinnen auch trösten konnte oder in den Arm nehmen konnte? Gab es so was, oder war jeder sich selber erst mal der Nächste?

L.: So etwas ist mir nicht bekannt. Das mag es gegeben haben, aber mir ist so etwas nicht begegnet. Aber ich glaube, auch bei den Männern im Lager waren Frauen so ungefähr das Letzte, was ihnen in den Sinn kam. Denn es gab nichts zu essen, und überhaupt ging es um die bloße Existenz und nicht um so was. Das war also nicht so.

Und als wir dann nach Hause kamen, da gab es ein paar Vorfälle, wo jemand versuchte, mit uns engere Kontakte herzustellen. So war das halt.

O.: Auf der Heimreise?

L.: Auf der Heimreise, ja.

O.: Also auch von den Soldaten? Männer, die... waren das Soldaten?

L.: Nein, nicht die Soldaten zufällig, sondern zum Beispiel: in einem dorf, in Grieskirchen, waren wir. Wir konnten mal wieder nicht weiter und mußten dort übernachten. Und auf der Straße lernten wir einen jungen Mann kennen dessen Hemd - er war Deutscher, aber auf seinem Hemd hatte er so einen Flecken, so ein gestreiftes Material, wie das bei den KZ-Häftlingen der Fall war. Denn es hatten nicht alle Häftlinge gestreifte Häftlingskleidung bekommen, einige hatten lediglich so einen Flecken auf

dem Rücken, damit man sehen konnte, daß es Häftlinge waren. Und mit diesem Mann machten wir Bekanntschaft. Er sagte, er sei im Lager gewesen, irgendwo - ein bayerischer junger Mann war das, er hatte einmal in der Kneipe etwas gesagt, und da war er eingesperrt worden. Er sagte, er sei auf dem Heimweg, und er sagte, dort irgendwo neben dem Dorf, dort würde er bei einem Landwirt arbeiten, und wir sollten dort hingehen, um dort zu übernachten, denn der Landwirt würde sich vor ihm fürchten und alles tun, was er ihm sagte, und wir würden dort also einen Schlafplatz bekommen. Und wir gingen dort hin, und ich erinnere mich daran, dort saßen wir neben einem Zaun am Rande eines Baches, da war ein Tor, aber das war zu. Es war ein sehr schöner Sommerabend, und inzwischen wurde es dunkel, und wir dachten, wenn er nicht kommt, dann macht das auch nichts, dann können wir hier unter freiem Himmel übernachten, macht auch nichts, es ist schönes Wetter, und es ist warm. Als es dann schon ganz dunkel war, tauchte auf einmal der junge Mann auf und sagte, jetzt sollen wir kommen, aber auf Zehenspitzen, er schmuggelte uns dort hinein, er war also dort doch nicht so ein großer Mann, und er führte uns in einen Stall. Und dort, zwischen einem Pferd und einer Kuh, bekamen wir einen Schlafplatz. Und dort schliefen wir. Und diesem jungen Mann gefiel meine Freundin Zsuzsi sehr, und am nächsten Morgen versuchte er, sich ein bißchen an sie heranzumachen, aber nicht mit viel Erfolg. Und das war alles. Zum Beispiel.

O.: Aber er hat sie dann auch in Ruhe gelassen?

L.: Ja. Letztlich sind wir gegangen. Wir blieben nicht dort, um uns zwischen Pferd und Rind mit ihm zu amüsieren. Und einmal, das war schon in Österreich, in Enns, dort kamen wir an, und auch von dort fuhr der Zug dann nicht mehr weiter. Und dort schliefen wir in den Eisenbahnwagen. Wie war das noch? Gegen Abend kamen ein paar junge Ungarn dorthin, das waren Kriegsgefangene, das Gebiet war unter amerikanischer Besatzung, oder Engländer, was weiß ich, ja doch, Amerikaner, ist ja auch egal. Die sagten uns, sie seien dort in der Zuckerfabrik, und da sollten wir am nächsten Tag zum Frühstück hingehen. Wir gingen dort also hin und frühstückten gründlich. Und dann gingen wir in die Stadt, nahmen Lebensmittelkarten entgegen, wir aßen viel, aßen dies und jenes, aber wir waren auch zum Mittagessen eingeladen. Wir gingen zum Mittagessen zurück. Wir aßen zu Mittag. Das war in so einem Kasernenzimmer, wo es sehr viele Betten gab. Dort waren dann wieder diese ungarischen Jungmänner. Und nachdem

wir zu Mittag gegessen hatten, wollten wir gehen, vielen Dank, und dann hieß es, wie wir uns das denn wohl vorstellen würden. Wir waren furchtbar empört und hauten ab, und es zeigte sich, daß die doch wohl einen Schreck gekriegt hatten, und sie insistierten nicht weiter. Aber die hatten sich das ein bißchen anders vorgestellt. Andere große Ereignisse dieser Art gab es nicht.

O.: Ich wollte gern noch mal was ganz anderes fragen. Und zwar hatten wir ja gestern schon davon gesprochen, daß es in den Lagern auch dieses System der SS gab, verschiedene Gruppen einzuteilen, also Häftlinge auch mit Winkeln zu versehen. Gab es denn so etwas in den kleineren Lagern auch?

L.: Also diese Winkel? In Birkenau bekamen wir so etwas nicht. Damals war das schon nicht mehr. Aber wir wußten: Wer ein gelbes Dreieck hat, der ist Jude, wer rot hat, ist ein Politischer, wer schwarz hat, das ist etwas Sexuelles, und grün, das ist ein gewöhnlicher Krimineller. Das wußten wir. So etwas hatten wir zu sehen bekommen.

O.: Und diese Kennzeichen gab es auch in den kleineren Lagern?

L.: Das weiß ich nicht, ob es dort so etwas gab.

O.: Und Sie bekamen dann auch keinen anderen Winkel, als Sie nach Reichenbach oder nach Porta kamen?

L.: Nein. Also als wir in Birkenau ankamen, kamen wir zuerst ins C-Lager, und später ins 2B-Lager, was ein bißchen besser war. Wir freuten uns sehr, wir freuten uns wirklich, als wir nach einiger Zeit tätowiert wurden. Das bedeutete - aber trotzdem hätte man uns immer noch umbringen können - aber wir waren jedenfalls registriert.

O.: Ja. Und dieses System von Kapos und Vorarbeitern, das gab es ja in Auschwitz und in vielen anderen Lagern auch?

L.: Ja, so etwas gab es.

O.: Und auch in diesen kleineren Lagern, also in Porta zum Beispiel?

L.: Ja. So etwas gab es. Aber nicht in solchem Maße. Denn in

Birkenau war es so gewesen, daß zweimal täglich dieser Zählappell stattfand, wie in den anderen Lagern auch. Aber dort war das eine riesengroße Zeremonie, wenn dort 10.000, oder vielleicht nicht 10.000, sondern nur 6.000, aber jedenfalls sehr viele Leute dort standen. Und vor jedem Block stand eine Reihe. Und auf einmal fing dann die Zählung an, und die Lagerälteste und ein weiblicher SS-Offizier blieben vor jedem Block stehen, und die Blockälteste berichtete, wieviel Personen sie waren, und die Lagerälteste gab also diesen Bericht weiter, und so weiter. Das fand also jeden Tag statt.

O.: Auch noch in diesen kleineren Lagern?

L.: Nein. Auch dort gab es etwas, aber nicht in so großem Rahmen. Es gab natürlich einen Appell. Und in Birkenau gehörte es auch noch dazu, nach dem morgendlichen Zählappell gingen wir also ins Büro, um dort zu arbeiten, und dann kam es vor, daß alle Blockältesten vor das Büro kamen, und dort schaute die Lagerälteste durch ein kleines Fenster durch, und die Blockältesten bekamen die Befehle des Tages. Das ging also alles ganz militärisch vor sich.

O.: Hat man denn einen Einblick bekommen, wer diese Kapos oder Blockältesten bestimmte, also wie dieses System überhaupt funktionierte?

L.: Das interessierte auch uns sehr, wie zum Beispiel eine Lagerälteste zur Lagerältesten wurde. Und dann wurde uns erzählt - die hieß übrigens Zsuzsa Grosz, aus Kaschau, halb Slowakin und halb Ungarin, die auch Ungarisch konnte. Und diejenigen, die mit ihr zusammen dorthin gekommen waren, erzählten, diese Zsuzsa sei den Deutschen, den SS-Leuten von Anfang an aufgefallen, weil sie sich so soldatisch bewegte und verhielt. Das war eine sehr schöne, große Frau, sportlich gut durchtrainiert, und sie hatte wohl im Straßenbau gearbeitet, wo sie dann an den SS-Leuten vorbeimarschierte und so militärisch grüßte. Jedenfalls wurde sie dann bald zur Gruppenleiterin ernannt, und von da an brauchte sie keine schweren Arbeiten mehr zu verrichten. Diese Zsuzsa das war eine sehr grobe und grausame Frau, aber menschlich war sie im Grunde genommen doch in Ordnung - glaube ich zumindest. Zum Beispiel geschah es einmal, daß ein Mädchen ins Wasser fiel. Es gab dort solche Wasserbehälter aus Beton, und zwar aus Feuerschutzgründen, im Eingangsbereich des Lagers. Und ein kleines Mädchen fiel hinein. Und die konnte nicht schwimmen und war am

Ertrinken, und da sagte jemand der Zsuzsa Bescheid, die sofort hinrannte und mit Kleidern ins Wasser sprang, um sie zu retten. Aber wenn es darum ging, Ohrfeigen zu verteilen oder die Leute anzubrüllen, so entsprach das durchaus ihren Gewohnheiten. Und später hörte ich, sie sei dann nach Ravensbrück gekommen, und auch dort habe sie eine Funktion wahrgenommen, und daß sie nach der Befreiung vor Gericht gekommen sei und so weiter. Die Zsuzsa.

O.: Und die Blockältesten, mit denen hatte man wahrscheinlich dann auch mehr zu tun?

L.: Ja. Und die eine war so, und die andere war so, und warum nun jemand Blockälteste geworden war, und nicht die, und nicht jene, das weiß der Himmel. Es gab unter ihnen einige, die wirklich sehr grob und gewalttätig waren, aber das waren nicht alle.

O.: Ist es denn eigentlich auch mal vorgekommen, daß eine Blockälteste oder ein Kapo degradiert wurde von ihrem Posten?

L.: So etwas mag es gegeben haben. Sicher wird es so etwas gegeben haben. Ich persönlich erinnere mich nicht an konkrete Fälle. An einen Fall erinnere ich mich, ebenfalls in Birkenau. Eines Tages war dort eine hochrangige SS-Frau, die zum Kontrollieren kam, am Nachmittag, also nicht während des Zählappells. Sie ging mit Zsuzsa das ganze Lager durch und war sehr unzufrieden mit den Zuständen. Und da rief die Zsuzsa die Blockältesten zusammen und gab das weiter, weil sie natürlich einen großen Schreck bekommen hatte, und sie brüllte mit den Leuten herum, aber gleichzeitig weinte sie dabei. Sie war in Tränen, und so brüllte sie, das seien unhaltbare Zustände, daß dort auch nachmittags noch Pfützen neben den Wegen waren, und dies und jenes, und das sei schmutzig, und jenes sei unordentlich, und so heulte sie und drohte sie. Natürlich wurden auch sie bedroht.

O.: Konnte man das denn eigentlich nachvollziehen, daß jemand so eine Funktion übernommen hat, also Kapo wurde oder Blockälteste?

L.: Ich weiß es nicht. Weiß der Himmel. Es gab da die Lagerälteste und die diversen Blockältesten, und in jedem Block gab es ein paar Stubendienste. Auch das war eine Art Machtposition. Auch das war etwas. Auch diese Stubendienste, diese zwei bis drei Mädchen, die hatten auch getrennte Schlafplätze, neben dem

Zimmer der Blockältesten. Aber warum gerade die das geworden sind, das war auch eher Zufall. Die wählten sich dann schon gegenseitig aus.

O.: Aber dadurch haben sie natürlich eine sehr hohe Machtposition gehabt?

L.: Ja natürlich. Zum Beispiel hatte es sich so eingebürgert, daß die mehr zu essen bekamen. Das heißt, daß sie sich erst selbst versorgten, bevor sie das Essen an die anderen weitergaben. Deshalb konnten die dort für sich etwas kochen. Das heißt, daß eigentlich alle sich bemühten, irgendwo noch zusätzlich etwas zu essen aufzutreiben. So war das halt. Ich habe das mit meinen Zeichnungen gemacht. Die Leute, die in der Küche arbeiteten, die hatten ganz besonders gute Möglichkeiten, sich sattzuessen.

O.: Ist Ihnen das eigentlich dann später auch noch möglich gewesen, zu zeichnen und zu malen, oder war das nur in dieser Zeit in Auschwitz?

L.: Auch dort gab es nicht sehr viele Möglichkeiten, aber im Prinzip schon. Wie das in Reichenbach war, daran erinnere ich mich nicht mehr. Eigentlich nicht. Als wir dann in Salzwedel befreit wurden, dort ging es dann los mit allem möglichen. Es gab einen russischen Sprachkurs, und es gab auch einen Zeichenkurs, den leitete ich. Aber das diente nur der Unterhaltung, und das dauerte auch nicht lange, weil wir dann von dort weggegangen sind.

O.: Ist diese Zeit im Lager später auch ein Thema gewesen in Ihren Zeichnungen, also...

L.: Das kommt vor, auch heute noch.

O.: Auch heute noch?

L.: Ja. Ab und zu, wenn mir etwas einfällt. In der Ausstellung werden wir nachher solche Zeichnungen sehen, denn dort sind nur solche ausgestellt. Aber auch hier habe ich etwas, was nicht dort ist.

(Sucht und blättert. Zeigt Bilder.)

L.: Ja, hier zum Beispiel. Das ist zum Beispiel der Marsch durch den Schnee. Ja, diese Wellpappe. Da war eine Frau aus Düsseldorf, die so etwas hatte. Ich dachte, das sei eine sehr gute Idee. Die diese Pappe um die Beine wickelte und sie mit Draht befestigte. Das wärmt. Und hier hat jemand nur Lappen, und Holz pantinen. Das also zum Beispiel.
 Und hier ist diese Panik. Schrecklich. Davon habe ich noch eine andere Fassung gemacht, die ist dort zu sehen.
 Das hier ist so ein Zählappell.
 Hier ist noch etwas, was ich Ihnen zeigen möchte.

(Cassette IV, Seite 1:)

L.: Das ist wieder ein Zählappell, aber diesmal als Collage. Ja, das waren furchtbar häßliche Orte.
 Jetzt fällt mir ein, daß das, was ich Ihnen zeigen wollte, dort in der Ausstellung hängt. Ich habe da eine Zeichnung, der Bahnhof von Dessau. Beziehungsweise die Erinnerung daran.

O.: Ja. Das sind sehr beeindruckende Arbeiten, finde ich. War es denn, oder ist es für Sie so, daß das Zeichnen auch eine Möglichkeit oder eine Art ist, mit dieser schrecklichen Vergangenheit umzugehen?

L.: Nun, weiß der Teufel! Man formuliert, man zeichnet seine Erlebnisse. Und ich mache das, indem ich zeichne.

O.: War es denn nach Ihrer Rückkehr für Sie möglich, über diese Zeit zu sprechen, mit Ihren Eltern oder mit Ihren beiden Freundinnen, oder war das erst einmal eine Zeit, wo Sie daran auch gar nicht denken mochten?

L.: Nein, ich spreche gern darüber. Wirklich. Auch jetzt. Es gibt andere, die das nicht gern tun. Letzten Endes habe ich auch dort immer gesagt, daß ich diese Zeit als die abschließende Episode meiner Erziehung betrachte. Ich hatte studiert, und jetzt kam das. Dafür, damit das den Abschluß meiner Erziehung darstellen konnte, mußte ich das natürlich auch überleben. Und zum Glück hat es sich so entwickelt, und das war wirklich Glück. Zweifellos habe ich mir auch Mühe gegeben. Ich habe mir immer bloß Mühe gegeben.

O.: Aber wie hat man so eine innere Kraft oder einen inneren Widerstand bewahren können oder entwickeln können in dieser Zeit

im Lager?

L.: Das weiß ich nicht. Zum Glück war ich gesund. Denn wenn man dort irgendeine schwere Krankheit bekommen hätte, dann hätte man noch so viel seelische Kraft haben können. Oder wenn man erschossen wird. Aber so entwickelte es sich halt.

Natürlich gab es dort auch Leute, die noch viel mehr zusammengebrochen sind.

Das alles war also nicht nur schrecklich und unglaublich und phantastisch, sondern außerdem habe ich auf diese Weise auch sehr viele interessante Menschen kennengelernt.

O.: Was war eigentlich die Grundlage für so eine Freundschaft im Lager, war es die Nationalität oder war es eine bestimmte Klassenzugehörigkeit oder was war wichtig?

L.: Es mußte etwas geben, worüber man sich unterhalten konnte. Das ist auch im zivilen Leben so, daß man sich mit den Leuten anfreundet, mit denen man sich etwas zu sagen hat. So ist das. Jetzt fällt mir ein, es gab dort zum Beispiel auch Italienerinnen. Es war dort eine Anwältin aus Triest, die sich ebenfalls sehr viel Mühe gab. Und sie war dort beim Wäschewaschen beschäftigt, sie wusch für alle möglichen Leute. Oder es gab dort eine entfernte Verwandte von mir, die ich dort traf. Ich weiß nicht, was sie von Beruf war, ursprünglich irgendeine Art von Beamtin. Und dort kam sie darauf, daß sie in der Lage war, Schuhe zu reparieren. Und sie war dann auch noch zum WC-Dienst eingeteilt, dort waren zwei Frauen zuständig, und dort reparierten sie von morgens bis abends Schuhe.

O.: Also versuchte jeder, die Fähigkeiten, die er hatte, einzusetzen?

L.: Ja. Diese beiden Frauen, das war eine sehr interessante Gesellschaft. Und auch ich brachte dort Schuhe hin. Und das war eine Nebenbeschäftigung. Um Brot oder so etwas zu bekommen. Es gab sehr viele, die so versuchten, irgend etwas zu machen. Von der Wahrsagerin bzw. Schauspielerin, die aus der Hand las, habe ich Ihnen gestern schon erzählt. Oder es gab dort zum Beispiel noch so ein Paar, also ein Team von zwei Kolleginnen. Und zwar hatte diese Alice hier in Budapest einen Modosalon gehabt. Ob sie selber so gut nähen konnte, weiß ich nicht, sie war Modedesignerin. Und sie freundete sich mit einer Hutmacherin an, die wiederum zuschneiden und nähen konnte. Und diese beiden Frauen

bekamen dauernd Arbeit, von den Lagerältesten, von den Bürovorsteherinnen, also von den obersten Funktionshäftlingen, die sich sehr gern sehr schön anzogen. Und sie entwarfen also dauernd Kleidungsstücke und nähten. Das ist also alles unvorstellbar. Es gab da ja die Transporte, mit denen alles mögliche eintraf, Kleidung, Material. Das gehörte natürlich den Deutschen, aber unter der Hand... Und ich erinnere mich daran, dort gab es sehr schöne Seide, schwarz-weiß-grau mit großen Karos, und daraus machten sie für die Frau vom Arbeitsdienst ein so schönes Kleid, mit dem sie sich dann präsentierte und mit dem sie prahlte. Das war also ein Produkt dieses Salons.

O.: Ja. Frau Faragó hat uns gestern oder vorgestern erzählt, daß es auch Konflikte oder Schwierigkeiten mit den Ungarinnen gab, die aus der Provinz kamen.

L.: Ja, natürlich, so etwas gab es. Zum Beispiel diese orthodoxen Jüdinnen aus Ostungarn, die Jiddisch sprachen. Die nahmen sehr vieles übel. Ich erinnere mich, zum Beispiel nach der Befreiung, in jener Kaserne, wo wir dort wohnten, also nachdem das Lager schon aufgelöst worden war. Und dort gab es sehr schöne Badezimmer und alles. Und dort waren wir sehr viele. Und das Badezimmer konnte noch so schön sein, im allgemeinen war es überfüllt. Und wenn ich zum Beispiel etwas waschen wollte, dann wusch ich immer samstags, weil die anderen das samstags nicht taten, denn am Samstag darf man das ja nicht. Und ich war gerade dabei, am Samstag etwas zu waschen. Und so ein Mädchen schaute herein und fing an, mit mir herumzubrüllen, was ich mir einbilde, am Sabbat etwas zu waschen. Und ich sagte ihr, ich sei keine Jüdin, und da sagte sie "Jaa" und schaute mich ganz ehrfurchtsvoll und überrascht an. Und sie fragte: "Wer ist denn der Jude, dein Vater oder deine Mutter?", und ich sagte: "Meine Mutter", und da war sie beruhigt, und da akzeptierte sie, daß ich hier etwas wusch.

Aber auch unter denen gab es solche und solche. Auch die waren nicht alle gleich. Auch unter ihnen gab es viele brauchbare Menschen.

O.: Und diese Frauen haben versucht, sich auch im Lager noch an die orthodoxen Regeln zu halten?

L.: Natürlich. Ja. Wie sie das gemacht haben, davon habe ich keine Ahnung, aber...

O.: Aber der Versuch war da.

L.: Zum Beispiel das Problem mit der koscheren Kost. Ich weiß nicht, wie die sich ernährt haben.

O.: Aber sie haben das versucht, die Frauen dort im Lager?

L.: Das weiß ich nicht. Ich hatte keine näheren Kontakte zu solchen Frauen.

Und was hat Zsuzsa Faragó noch erzählt?

O.: Über diese orthodoxen Ungarinnen?

L.: Ja.

O.: Ja, das, was Sie eben auch sagten, daß sie versucht haben, sich noch im Lager an diese Regeln zu halten, also gerade mit dem koscheren Essen, das hat sie auch erzählt. Daß es für sie auch ganz unverständlich war.

L.: Ja natürlich. So ist das.

O.: Ja. Vielleicht können wir dann auch an dieser Stelle aufhören, daß wir Sie nicht zu lange mit diesem Thema belasten, denn wir müssen ja dann auch, glaube ich, bald los.

L.: Wir haben noch Zeit.

(Organisatorisches)

L.: Ja. Und als wir in Salzwedel nicht mehr bei der Familie Körtge wohnten, dann sind wir im selben Zimmer gewesen mit ihr und mit ihrer Schwester, und auch mit Sztehlo Klári und mit ihrer Schwester.

O.: Aber dann war der Weg von Reichenbach über Porta und Fallerleben, das haben Sie dann alles gemeinsam durchlebt?

L.: Ja ja, das haben wir zusammen gemacht.

O.: Und seit wann gibt es dieses Treffen, von dem Sie auch erzählt haben? Daß Sie sich immer am 14. April...?

L.: In jedem Jahr.

O.: Also seit 46 dann?

L.: Ja. Von Anfang an.

O.: Das ist ja toll. Ja. Und das sind nur diese fünf Frauen, oder kommen da noch andere dazu?

L.: Wir sind immer dort, und es gibt noch eine Frau, die nicht in Budapest wohnt, und die auch manchmal mit teilnimmt. Aber ich kenne die Adresse nicht. Ich weiß nicht, also sie war mit mir nicht so eng befreundet.

O.: Gibt es denn in Ungarn auch so etwas wie in anderen Ländern, daß sich die Überlebenden in irgendwelchen Vereinen oder Organisationen zusammengeschlossen haben?

L.: Ja, es gibt so was. Es gibt eine, na wie heißt das, Magyar Ellenállók Szövetsége, Verband Ungarischer Widerstandskämpfer, und dazu gehört die Nácizmus Üldözöttei Bizottsága, das Komitee der Verfolgten des Nazi-Regimes, und in dieser Organisation, zu dieser Organisation gehören mehrere kleinere Organisationen, zum Beispiel "Gruppe Birkenau-Auschwitz", "Neuengamme", so was existiert auch. Haben Sie davon nicht gehört? Nein?

O.: Also wir haben zumindest, also die Gedenkstätte hat keinen Kontakt zu diesen Gruppen. Nein. Leider nicht. Deshalb war es auch so schwierig, überhaupt die Adressen aus Ungarn zu bekommen.

L.: Sie müßten doch zu dieser Organisation Kontakt aufnehmen.

O.: Das wäre wünschenswert, ja.

L.: Das ist nicht schwer, glaube ich.

O.: Das denke ich auch nicht, nein. Haben Sie denn da irgendeine Adresse von irgend jemandem, den man ansprechen könnte?

L.: Ja ja. Wo hab ich das denn?

(Sucht.)

Ich finde es nicht. Ich werde es schon finden. Wenn man etwas

sucht, dann findet man es nicht. Sie wird sicher irgendwann wieder auftauchen. (Sucht und findet). Also hier sind Name und Anschrift der Organisation. Ich schreibe Ihnen das auf. Aber ich hätte Ihnen gern auch einen Namen einer Einzelperson genannt. Aber den finde ich jetzt nicht.

Ende des Interviews.